Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 1 — **Marburg i. H., den 2. Januar** — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh

Inhalt: Neujahr Gottes Jahr — Ist unser Wille frei? Erstes Stück — Aus dem katholischen Lager. 2. Jesuitengesetz, Fall Cohausz, Petroleummonopol — Wilhelm Raabe und das Christentum — Die Putumayo-Greuel und die Schuldsklaverei der braunen Rasse in Südamerika — Und heute wie immer — Die Reichen müssen zu den Armen kommen — Verschiedenes: Ein großer Tag der hamburgischen Synode; Das Kettengebet; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Neujahr — Gottes Jahr

Lasset euch in nichts erschrecken! Phil. 1, 28.

Es ist nur eine winzige Spalte, durch die wir heute in das Land der ungeborenen Wirklichkeiten spähen. Aber was für Massen von Möglichkeiten stellen sich da auf, und immer treten neue noch dazu, je länger wir hinschauen! Freundliche, gleichgültige, schreckliche Möglichkeiten.

Es liegen schreckliche Dinge hinter uns; müßten wir sie noch einmal in einem Blicke fassen, wir hielten es nicht aus. Ein Glück noch, daß wir nicht das ganze Elend sehen können, das sich im letzten Jahre türmte! Aber daß es nicht wiederkehren könnte, das Heer der Schrecken, wer wollte das sagen?

Daß die schrecklichen Möglichkeiten des neuen Jahres sich so in den Vordergrund stellen, liegt nicht bloß daran, daß dem Fenster gegenüber sich zwischen den kahlen Bäumen die Kliniken, Spitäler und Baracken mit ihrem offenen und verschwiegenen Jammer drängen. Die dunklen Fragezeichen sind gerade so deutlich, wenn wir den Blick auf die ausgelassen lustige Kindergruppe lenken, die in diesem Augenblick den langersehnten Schnee als das höchste Gut ansieht und wunschlos fröhlich ist. Oder wenn wir die Tageszeitung durchfliegen und zwischen den Zeilen lesen. Von allen Seiten rauschen die Möglichkeiten, — wer von uns Aelteren, Ernstergewordenen hört aus den Aeolsharfen dieser Zeit den beglückenden Klang alles überbietender freundlicher Möglichkeiten? — —

Wandert da vor Kurzem ein junger Mann am schönen Sonntag Nachmittag über den Schwarzwald. Der einzige Sohn einer Witwe. Darum schlug er die dringende Bitte der Freunde aus, mit ihnen ins Hochgebirge zu steigen. „Ich darf mich um der Mutter willen nicht in Gefahr begeben." Auf luftiger Höhe will er von einer prächtigen Kiefer einen Büschel schneiden. Der Buschen ist hoch, die Kiefer zäh, das Messer siegt zuletzt beim starken Ziehen und fährt, als plötzlich der Widerstand bricht, dem einsamen Wandrer von oben her mit Wucht in den Oberschenkel. Die nächsten Wochen brachten vier Amputationen. Beim Kieferbusch-Schneiden zum Krüppel geworden! Er war der einzige Sohn einer Witwe. . . .

Ein einziges Bild aus dem wimmelnden Leben redet von den Möglichkeiten, die die Zukunft bevölkern. Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen.

* * *

Aber warum beleuchten wir das Wort Möglichkeit mit so grellem, schrecklichem Lichte? Geht es auf den alten trüben Pessimismus hinaus, auf müde Ergebung in die Schrecken der Welt? Soll mit solchem Hinweis etwa — Frömmigkeit am Feuer der Angst künstlich gezogen werden?

Nichts von alledem. Wir wischen nur die schwarze Tafel des Lebens rein von allen blassen oberflächlichen Hoffnungen und kraftlosen Illusionen. Wir wollen den schwarzen Hintergrund unsres Lebens, die schrecklichen Möglichkeiten, fest, tapfer, restlos herausstellen, um darauf mit hellen, leuchtenden Buchstaben das fröhliche Nichts zu schreiben: „Lasset euch in Nichts erschrecken!" Wir können nicht ruhig werden, ehe wir nicht den finstersten Möglichkeiten des neuen Jahres dieses herrliche absolute „Nichts!" entgegenhalten können!

„Lasset euch in Nichts erschrecken!" Wir wissen wohl, daß Paulus das für bestimmte Leute in bestimmter Lage schrieb. Aber solch ein Wort steht auch außerhalb des Zusammenhangs völlig frei zu Gottes Dienst. Er sagt es uns, allen, die als seine Kinder ernsthaft in das Kommende blicken. Er sagt es als ein Vater, der Reich, Kraft und Herrlichkeit in Ewigkeit hat und dem Alles, schlechthin Alles dienen muß, wenn er es für seine Kinder braucht.

„Wir brauchen vor Nichts mehr zu erschrecken, — denn Nichts kann uns scheiden von der Liebe Gottes!" Mit diesem hellen Jubel hat mitten in einer Welt voll Schrecken das neue Leben begonnen, nach dem wir die Jahre zählen. Laßt uns auch dies neue Jahr damit beginnen, durchwandern, beenden. Wir wollen uns durch Nichts erschrecken lassen, sondern wie Hermann Oeser uns unermüdlich lehrte, alles, alles in Kräfte verwandeln, — wenn es sein muß, auch unsre Kraftlosigkeit.

Ich bin Gottes — Gott ist mein!
Wer ist, der uns scheide?
Dringt die Trübsal auch herein
Mit dem bittern Leide,
Laß sie kommen, kommt sie doch
Von geliebten Händen,
Und der lebt im Himmel noch,
Der das Leid wird wenden!

P J

Ist unser Wille frei?

1

Als ob einer verspricht, die Quadratur des Kreises oder das perpetuum mobile vorzuführen, so erscheint dieser tausend-und-erste Versuch über die Willensfreiheit. Und er ist doch mehr als blasse Grübelei. Tief greift diese Frage hinein in Weltanschauung und Leben, bis an die Wurzeln unseres Wesens. Gäbe sie sonst einen Streit, bei dem auch der unphilosophische Kopf sich erhitzt?

Zwei Gegner finds, die sich bezwisten:
Deterministen und Indeterministen.
Durch alle Säkla dasselbe geschicht,
dauert bis an das jüngste Gericht.

Ja, worum handelt es sich eigentlich? Was erregt die Gemüter? Wenn irgendwo das Wort recht hat, daß jeder Streit ein Mißverständnis sei, so hier. Und wir werden die Frage schon halb gelöst haben, wenn wir sie erst einmal richtig stellen.

Von Natur sind wir alle Indeterministen, das heißt: wir

haben das deutliche Bewußtsein einer innerlichen Freiheit.*) Ich will verreisen. Ich habe diese „Absicht" — achten wir auf das Wort, unsre Sprache ist eine ursprüngliche Philosophie — ich fasse also eine Reise ins Auge. Es ist ein Streben in mir, das sich auf etwas Nichtvorhandenes richtet: wenn ich schon dort wäre, brauchte ich es nicht zu wollen. Ich stelle mir das Ziel der Reise vor, allerlei Phantasiebilder von Orten und Menschen und meinem Vorhaben schweben mir vor. Ich stelle mein Inneres auf diesen Weltausschnitt ein, mit einem gewissen Lustgefühl: selbst, daß ich mir eine Reise zum Begräbnis vornehme, tue ich mir zur Befriedigung. Denn ich wünsche sie. Aber Wollen ist mehr als Wünschen. Ich kann mir zur Reise schönes Wetter wünschen, aber nicht es wollen. Wollen kann ich nur, was ich selbst zu verwirklichen imstande bin. Jedes Wollen ist demnach ein Tunwollen, abgesehen davon, ob es ausgeführt wird. Ich muß daher wissen, ob ich dazu imstande bin: wenn ich das Ziel will, muß ich auch den Weg dahin wollen; die Bedingungen der Tat müssen mir gegeben sein. Wenn ich lebenslänglich im Gefängnis bin und keine Aussicht habe auszubrechen, will ich nicht nach Rom reisen; ebensowenig, wenn ich totkrank zu Bette liege oder wenn ich kein Geld habe. Nun bin ich in der Lage und will. Da fällt mein Blick auf den Kalender; ich sehe, daß ich zur Zeit der geplanten Reise eine amtliche Verpflichtung habe, die nicht ohne Schwierigkeit zu verschieben ist. Was tun? Mein Inneres gerät in eine schwankende Bewegung. Gründe hierfür, Gründe dafür. Ich „erwäge", das heißt, ich lege dies und das auf die beiden Wagschalen des Reisens und Nichtreisens. Dies „Ueberlegen" dauert so lange, bis ein gewichtiger Grund den „Ausschlag" gibt. Ich entscheide mich, fasse einen Entschluß; und während ich zum Bahnhof gehe, grüße ich einen Bekannten mit der Bemerkung: „Ich will nach Rom".

— Allerdings! erwidert dieser, ein geschworener Determinist, du willst das. Du konntest in diesem Falle tun, was du wolltest. Konntest auch zu Hause bleiben; keine äußere Gewalt zwingt dich zu dieser Fahrt. Aber es fragt sich, ob du auch innerlich anders konntest; ob du zwischen den beiden Möglichkeiten des Bleibens und Reisens frei gewählt hast. Frei? Du mußtest doch einen Grund, wahrscheinlich mehrere haben, nach Rom zu fahren. Mochtest du auch Gründe haben, es zu unterlassen, so waren eben diese schwächer als jene. Und so folgtest du notwendig den stärkeren. — Siehe, das Weltall steht unter einem allgültigen Gesetze: dem der Kausalität. Alles, was geschieht, hat seine Ursache, seinen zureichenden Grund. Der Stein, den ich aus der Hand loslasse, fällt zu Boden, weil er angezogen wird. Selbst wenn das Wunder geschähe, daß er sich in der Luft schwebend erhielte, so würdest du fragen: Woher kommt das? Aber auch der Wundergläubige nimmt nur seltene, erstaunliche Ausnahmen von der allgemeinen Naturgesetzlichkeit an. Die Kette der Ursachen läuft rückwärts in das Unendliche, darum schließen wir von einer gegenwärtigen Tatsache auf die vorangegangenen. Die Kette läuft weiter in das Unendliche, darum berechnen wir aus dem, was geschieht, das Kommende, das geschehen wird. Du würdest den Eisenbahnzug nicht besteigen, wenn du nicht den gesetzlichen Ablauf der Maschinenbewegung voraussetztest. In diesen notwendigen Naturzusammenhang aber gehörst auch du Mensch hinein. Wohin in aller Welt gehörtest du sonst? Seitdem der Nebelfleck sich krümmte, aus dem unser Sonnensystem entstand, bis zu diesem Augenblicke, wo wir reden, ist nichts in die Welt hineingekommen, was nicht darin war. Und nirgends ist eine Lücke gewesen in dem unermeßlichen Gewebe von Ursachen und Wirkungen. Ein allwissender Geist, wenn es einen solchen gibt, würde aus der Lagerung und Struktur der Atome jenes urweltlichen Nebels mit mathematischer Sicherheit unsre heutige, nicht zufällige Begegnung nebst den Worten, die wir sprechen, und den Gedanken, die wir denken, vorausberechnet haben können. Du bist samt deiner Romreise das Ergebnis einer Weltkonstellation.

*) Indeterministen — Leute, die die Determiniertheit, d. h. Bestimmtheit, Vorausbestimmtheit der Handlungen oder der Ereignisse verneinen, also die Freiheit bejahen. D H

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
bist alsobald und fort und fort gediehen
nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, du kannst dir nicht entfliehen.
So sagten schon Sibyllen und Propheten.

Also nicht nur böse Materialisten, denen der Wille nichts als eine Molekularbewegung des Gehirnes ist; nicht nur idealistische Denker, die das geistige Leben als die gleichlaufende Kehrseite des Materiellen ansehen: sondern auch Verkünder der Religion wie Paulus, der Gott mit dem Töpfer vergleicht, der auf der Drehscheibe seine Gefäße widerstandslos formt; wie Augustinus und Luther, die auch die Folgen unsrer Sünden von Gott vorherbestimmt sein lassen. Denn dieser Glaube ist eine unausweichliche Folgerung aus dem Begriff der allmächtigen Vorsehung, ohne die „nichts ist, was ist".

Es ist zu verstehen, wenn der so angeredete Indeterminist nicht ohne Ungeduld nach der Bahnhofsuhr blickt und erwidert: Du wirst mir nicht ausreden, daß lediglich mein Wille die Ursache dessen ist, daß ich hier stehe. Gewiß haben unwillkürliche Bewegungen dazu mitgewirkt: Herzschlag und Atmung unterstehen nicht oder nur in geringem Maße meinem Willen. Daß ich beim Gehen einen Fuß vor den andern setzte, geschah zumeist in mechanischem Ablauf der Muskelbewegung; und als ich vor einem vorübersausenden Kraftwagen den Fuß zurückzog, handelte ich rein reflektorisch. Ich lasse dahingestellt, ob solche halb- und unbewußten Regungen, die wir in der Tierwelt instinktive nennen, nur aus dunklen Naturtrieben entstanden und vererbt sind, oder ob sie nicht ursprüngliche Ergebnisse eines zweckbewußten Willens sind. Aber sofern du mich nicht für nachtwandlerisch oder geisteskrank oder für das Opfer einer Suggestion hältst, wirst du mir einräumen müssen, daß ich so wenig wie du hierher getrieben wurde, sondern aus innerer Freiheit handle.

— „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben", sagt Mephisto. Bedenke, daß die Kräfte des Weltalls dich formten vom Keime deines Daseins an, ja, vorher, als der große Baum des Lebens erwuchs, der dich als ein Blättlein hervorbrachte. Was ist an dir, was du nicht geerbt hättest? Ein Erzeugnis der Natur bist du wie der Pflasterstein zu deinen Füßen. Begabungen und Belastungen brachtest du mit auf die Welt, im übrigen bildete dich deine Umwelt, modelte dich die Zeit, beeinflußten dich Klima, Volkssitte, Mitmenschen bis in die Tiefen deines Unterbewußtseins, aus dem dann und wann Strebungen auftauchen, dir selber neu, als wären sie dein eigen. Vielleicht auch krankhafte Störungen. Du hältst dich zwar für normal: doch wo ist die scharfe Grenze zwischen gesund und krank? Aber zugegeben auch, du bist im vollen Besitz deiner geistigen Kräfte: eben dann hast du eine ausgeprägte Willensrichtung, wir nennen sie „Charakter", aus der deine Entschlüsse mit solcher Folgerichtigkeit hervorgehen, daß man sie bei einem charaktervollen Menschen geradezu vorhersagen kann. So wie ich dich kenne, wußte ich: vor die Wahl gestellt, eine amtliche, aber nicht unerläßliche Pflicht zu erfüllen, oder nach Rom zu reisen, würdest du das Letztere vorziehen. Es ist einmal so, wie Schiller, der Prophet menschlicher Freiheit, seinen „Wallenstein" im Anklang an ein bekanntes biblisches Gleichnis sagen läßt:

Des Menschen Taten und Gedanken, wißt,
sie sind notwendig wie des Baumes Frucht ....
Hab ich des Menschen Kern erst untersucht,
so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

* * *

Lassen wir dann unseren Indeterministen nach Rom abfahren mit dem trotzigen Bewußtsein: Dennoch, es ist **mein Wille**; und den Anderen nach Hause gehen mit der Befriedigung, daß wieder einmal der Determinismus dialektisch gesiegt habe. Wir werden doch finden, daß die Frage der Willensfreiheit mit diesem Für und Wider nicht erledigt ist, mag auch die Mehrheit der Stimmen in dieser Sache auf Nein lauten: sicherlich die der Physiker und Physiologen, die zumeist gar nicht einsehen, wie man überhaupt an der Willensbestimmtheit zweifeln könne, da doch alles in der Natur notwendig sei; desgleichen die Stimmen der modernen Juristen, die sich verpflichtet wissen,

den Beweggründen eines Verbrechens nachzuspüren; nicht minder die der Pädagogen, die nur unter Beeinflussung des Willens erziehen können; der Volkswirtschaftler von heute, die immer wieder die Abhängigkeit des Menschen von seiner Lebenslage feststellen; der Historiker, deren größter Triumph es ist, darzustellen, wie etwas in der Geschichte so kommen mußte, wie es kam; zuletzt und zuvörderst der Philosophen, deren logisches Bedürfnis — so scheint es — ein einheitliches Weltgesetz, das der Kausalität, verlangt. Bleiben als Verfechter der Willensfreiheit, abgesehen von den naiven Geistern, um mit Paulsen zu reden, nur etliche „philosophierende Theologen" übrig, die jenem „scholastischen Hirngespinst" anhängen zu müssen glauben. „Die moderne Philosophie", sagt Paulsen, „die auf dem Boden der neueren Naturwissenschaft entstanden ist, hat das ganze Problem zwar nicht gelöst, aber sie läßt es fallen."

Wenn ich hiermit versuche, es allen Ernstes wieder aufzunehmen, so geschieht das zum ersten: weil mir noch immer der Streit zwischen Determinismus und Indeterminismus beiderseits von einem falschgewählten Punkte auszugehen scheint. Man kämpft um die Frage, ob die Willensregung durch Motive bestimmt wird oder nicht. „Bestimmt", das soll bedeuten: mit Notwendigkeit verursacht. Und das in jedem Falle, ob der Wille sich gradlinig wie ein Pfeil auf ein vorschwebendes Ziel richtet, oder ob er unter zwei oder mehr vorhandenen Möglichkeiten die eine wählt, vielleicht nach deutlichem Zögern die Entscheidung trifft. Von einigen Deterministen wird zwar mit Betonung die Ansicht abgewiesen, als behaupteten sie einen Willens*zwang*. Sofern man unter „Zwang" eine Nötigung versteht, die sich nur gegen Widerstand durchsetzt, mag ihre Theorie diesen Ausdruck nicht verdienen. Aber wenn „gezwungen sein" nichts Anderes besagt als „müssen" unter Ausschluß jeder anderen Möglichkeit, so wüßte ich nicht, warum ich Determinismus nicht übersetzen dürfte: Lehre vom gezwungenen Willen.

Hiergegen nun wendet sich der Indeterminismus, indem er dem Willen „Freiheit" zuspricht, soll heißen, Ungezwungenheit. Es ist durchaus zuzugeben, daß diese Anschauung des einfachen, gesunden Menschenverstandes meist der philosophischen Form entbehrt, die den Einwürfen der Gegner stand hielte. Ein liberum arbitrium indifferentiae, ein schlechthin gleichgültiger Wille, der sich für irgend etwas entscheidet, weil — nun, weil er eben will, ist ein psychologisches Unding. Wenn ich etwas will, so habe ich sicherlich einen Grund, wenn nicht viele dazu, gleichviel ob ich mir seiner im Augenblicke bewußt bin oder ob es mir nur gerade „einfiel". Es fällt eben nichts aus blauer Luft. Und ein vernünftiges Wesen wird es sich zur Ehre rechnen, aus Gründen zu wollen. Aber es verlohnte wirklich nicht, daß der philosophische Determinismus gegen dieses Phantom eines grundlosen Willens immer wieder die schwersten Geschütze auffährt: nachweist, daß dann ein Willensentschluß der reinste Zufall wäre; daß ihm jeder sittliche Wert abginge; daß man solch blindes Ungefähr weder loben noch tadeln könne; daß ein Mensch von so unfaßbarer Willkür sich weder erziehen ließe noch einen Charakter entwickeln könnte. Alles zugegeben. Aber man meine nur nicht, wenn man dieses luftige Gespinst kunstgerecht zu Boden gestreckt hat, damit den Indeterminismus widerlegt zu haben. Es kann etwas wahr sein, auch wenn es ungeschickt verteidigt wird. Man sollte auch im wissenschaftlichen Kampfe fragen — und gerade der Determinist sollte es tun —: Was bewegt im letzten Grunde den Gegner zu seiner Behauptung? Tritt er vielleicht für eine Tatsache ein, die stärker ist als seine Logik?

Daß ich es vorausschicke: *der Indeterminismus vertritt die Selbständigkeit des geistigen Lebens.*

Hier muß ich ihm freilich einen zweiten Vorwurf machen: er hat sich von seinem Gegner verlocken lassen, den Kampf auf einem falschen Gebiete auszutragen. Der Determinismus geht bei der Beurteilung der Willensfreiheit von dem *Naturzusammenhang* aus. In der materiellen Welt herrscht, soweit wir sehen, das Gesetz von Ursache und Wirkung: folglich gilt es auch im geistigen Leben. Wir sehen Ketten, geknüpft aus einer wiederkehrenden Verbindung von Ereignissen, überall durch das Weltall laufen: folglich laufen solche auch durch unser Inneres. Auf diesem Analogieschluß steht das ganze Gebäude der Lehre von der Willensbestimmtheit. Nun haben die meisten Verfechter der Willensfreiheit den verhängnisvollen Fehler gemacht, die Notwendigkeit dieses Schlusses anzuerkennen und unter solchem Zugeständnis die Freiheit verteidigen zu wollen. Aber von der Logik des Gegners gedrängt, mußten sie, nachdem sie die Naturgesetzlichkeit des Willensvorgangs eingeräumt, den Verzweiflungsschritt tun, die Freiheit auf ein Gebiet hinüberzuretten, wo jede wissenschaftliche Debatte aufhört. Daher der Begriff der causa sui: der ursachlose Wille ist „Ursache seiner selbst" — wobei man sich allerdings nichts denken kann. Das klassische Beispiel dieser Verlegenheit ist *Kants* berühmte „intelligible Freiheit". Nachdem Kant die gesetzliche Notwendigkeit alles Weltgeschehens auf den menschlichen Willen ausgedehnt und das geistige Leben für einen Mechanismus erklärt hatte, dessen Ablauf einem Weltmathematiker so berechenbar sein würde wie eine Sonnenfinsternis, blieb ihm, um das unbedingte Soll des sittlichen Willens zu retten, nichts übrig, als einen doppelten Willen anzunehmen. Innerhalb der Erfahrungswelt stehen wir unter dem Gesetz der Notwendigkeit, in der „Welt an sich" sind wir frei. Und fragt man, wie dieser jenseitige Wille in das Uhrwerk des Diesseits hineinwirken kann, so redet Kant von einer außerzeitlichen Tat des Menschen, durch die er seine Willensrichtung ein für allemal bestimmte. Aehnlich *Schelling*, der eine Art Selbstprädestination des Menschen annahm, und *Schopenhauer*, der in seinen strengen Determinismus ein Luftloch hineinschlug, indem er behauptete, unser Wille flösse allerdings notwendig aus unserem angeborenen Charakter, aber dieser sei durch einen vorherigen Willensakt frei gewählt. — Zu solch krampfhafter Mythologie verirrt sich scharfsinniges Denken, weil es von falschem Punkte ausging. Denn das ist der Denkfehler, an dem sie beide kranken, Deterministen wie Indeterministen, dies der logische Sündenfall, aus dem alles Weitere folgt: daß sie *mechanische und geistige Kausalität verwechseln*. Anders gesagt: sie nehmen den Maßstab für die Beurteilung *geistiger* Vorgänge aus der *Außenwelt*. Man bedenke, was das bedeutet.

Walter Nithack-Stahn

(Fortsetzung folgt)

Aus dem katholischen Lager

2. Jesuitengesetz, Petroleummonopol, Fall Cohausz

Inzwischen hat die kirchenpolitische Bühne eine ganze Serie neuer Bilder gebracht. In der Sitzung vom 28. November hat der deutsche Bundesrat über den Antrag Bayerns betr. den Vollzug des Jesuitengesetzes entschieden. Die von Bayern gewünschte authentische Auslegung des Begriffes der verbotenen Ordenstätigkeit wird dahin gegeben, daß unter diesen Begriff „jede priesterliche oder sonstige religiöse Tätigkeit gegenüber Anderen sowie die Erteilung von Unterricht" fällt; hingegen *nicht* „das Lesen stiller Messen, die im Rahmen eines Familienfestes sich haltende Primizfeier*) und das Spenden der Sterbesakramente". Ferner sind „nicht untersagt wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren", und „die schriftstellerische Tätigkeit wird durch das Verbot nicht betroffen."

Daß das Zentrum aus dem Allen nur das Nein heraushören würde, war vorauszusehen. Aber die Reichstagsdebatte brachte doch eine Ueberraschung. Der Abgeordnete Spahn, also der amtliche Vorsitzende der Zentrumspartei, kündigte in aller Form dem Reichskanzler das Vertrauen auf und erklärte, seine Fraktion werde ihr weiteres Verhalten dementsprechend einrichten. Deutlich, und doch wieder dunkel! Was will das Zentrum mit dieser Vertrauenskündigung, und wie ist das dementsprechende Sich-Einrichten zu verstehen? Da der Abgeordnete Trimborn auf der „Riesenkundgebung der Kölner Zentrumspartei

*) Die Feier der ersten Messe (Primiz) wird in der Regel besonders festlich ausgestattet. Man denke an Vater Luther, der mit der ganzen Mansfelder Verwandtschaft zu Wagen und Pferde zur Primiz seines Sohnes Martin nach Erfurt kam!

gegen das Jesuitengesetz" (KVZ Nr. 1107) erklärt hat: „Das wird sich im gegebenen Augenblick finden, das wird man einfach abzuwarten haben", müssen auch wir uns einstweilen bescheiden.

Immerhin, Mutmaßungen drängen sich auf. Zunächst ist das Jesuitengesetz ein vorzügliches taktisches Mittel, um die Massen der Wähler um die Zentrumsfahne zu scharen, und dieses Mittel ist um so zugkräftiger, als es im Namen der Toleranz und Gewissensfreiheit gebraucht werden kann. Hier liegt ja in der Tat der wunde Punkt des ganzen Gesetzes, um deswillen z. B. auch die Frankfurter Zeitung gleich uns die Beseitigung des dem paritätischen Staate nicht angemessenen Ausnahmegesetzes fordert, nur daß wir uns darüber klar sind, daß eine volle Parität dem Katholizismus gegenüber „den freien Hecht im freien Karpfenteiche" (Troeltsch) schafft und hier die wahrhaft befriedigende Lösung erst noch gesucht werden muß. Wenn also der Abgeordnete Spahn an die Beibehaltung des Jesuitengesetzes den Fehdebrief gegen die derzeitige Regierung hängt, stellt er das altbewährte taktische Wahlmittel unter stärksten Hochdruck. Dabei ist ohne Weiteres zuzugeben, daß das Eintreten des Zentrums für die Rückkehr der Jesuiten auch höheren als taktischen Interessen entspringt. Die Kölnische Volkszeitung (Nr. 1099) sprach von einer „Ueberzeugungs- und Herzenssache" des Zentrums, und Julius Bachem in einem ruhig und sachlich gehaltenen Artikel des Tag (Nr. 294) nannte das Jesuitengesetz „einen Pfahl im Fleische der Katholiken, soweit sie noch eine Spur von Selbstbewußtsein haben." Ist auch sicherlich — J. Bachem gibt das zu — nicht die Gesamtheit der Katholiken eingeschworen auf die Rückkehr der Jesuiten, und ist der innere Widerspruch gegen den Orden stärker, als er sich äußerlich unter dem gegenwärtigen Papste hervorwagt: lediglich „Mache" ist die Agitation nicht. Der Jesuitenorden ist durch seine Geschichte zu eng mit dem Katholizismus verknüpft, er hat die — wenn man Anfang und Ende des neunzehnten Jahrhunderts vergleicht — geradezu grandiose Geschichte des Katholizismus zu stark selbst gemacht, als daß nicht unter den Katholiken das Bewußtsein von seiner Zugehörigkeit zum Wesen des Katholizismus und der Unabtrennbarkeit von ihm lebendig sein müßte. Das mag man bedauern, aber es liegt in der Natur der Dinge. So empört sich wirklich ein Stück katholischer Seele gegen den Entscheid des Bundesrates. So gut wie — der Reichskanzler sprach es aus — evangelisches Empfinden, auch gestützt auf die Geschichte, ihm zustimmte und für den Bundesrat maßgebend geworden ist. Hier prallen in aller Schärfe die beiden großen Konfessionen auf einander, und die ganze kirchenrechtliche Schwierigkeit der Parität unter staatlicher Kirchenhoheit tritt grell ins Licht. Die Verschiedenheit religiösen Empfindens fordert vom Staate verschiedenes Verhalten; ist es aber juristisch und auch ethisch einwandfrei, wenn der paritätisch sein wollende Staat nur dem evangelischen Empfinden nachgibt, aber das katholische brüskiert?! War für den Bundesrat, den Worten des Reichskanzlers entsprechend, wirklich lediglich die Rücksicht auf die Evangelischen, die man nicht verletzen durfte, da sie im Staatsleben ein zu wichtiger Faktor sind, maßgebend gewesen, so bleibt „das irritierende Moment in der Jesuitenfrage" (J. Bachem im Tag) dies: „Darf von Reichs und Staats wegen der konfessionellen Mehrheit gegen die Minderheit Vorschub und starke Hand geleistet werden?" Hier steckt doch ein sehr ernstes kirchenrechtliches und ethisches Problem, das nicht nur die katholische Seele bewegen sollte. Das Motiv der Staatsgefährlichkeit, das an sich staatsrechtlich unanfechtbar ist im paritätischen Staat, hat man preisgegeben, weil der Jesuitenorden nicht einfach unter es zu bringen ist, aber man hat ein bedenkliches an seine Stelle gesetzt.

Das Zentrum aber hat Ursache, sein Eintreten für katholisches Empfinden zu betonen, in der Erwartung, daß in Rom sein Entrüstungsschrei gehört wird. Das offiziöse Organ des Vatikans, der Osservatore Romano, hat sich in scharfen Worten gegen den bundesrätlichen Entscheid ausgesprochen; wie kann das Zentrum sich besser bei der Kurie empfehlen, als wenn es sich mit ganzer Wucht für die Aufhebung des Jesuitengesetzes einsetzt? Der Verdacht auf mangelnde Gesinnungstüchtigkeit, wie ihn die Haltung des Zentrums in der Gewerkschaftsfrage in Rom hervorgerufen hat, wird auf diese Weise beschwichtigt, die Katholizität des Zentrums ist dokumentiert.

So gehen Taktik, der eigenen Partei wie Rom gegenüber, und Religion in der Fehdeansage an den Reichskanzler Hand in Hand. Die Verquickung dieser beiden doch sehr verschiedenartigen Momente zeigt aber, daß ein bischen Bluff bei der ganzen Sache mit im Spiele ist. Ein sehr feiner, vielleicht etwas zu scharfsinniger Artikel der Frankfurter Zeitung (Nr. 345) vermutete geheime Machenschaften zwischen Zentrum und Konservativen, die konservative Deutsche Tageszeitung fand Worte für ein Gesetz gegen Atheisten und Freidenker — ein Gegenstück zum Jesuitengesetz! —, aber es ist unnütz, die näheren Absichten des Zentrums erforschen zu wollen, die es vielleicht selbst noch nicht weiß. Einstweilen steht nur der Fehdebrief an den Reichskanzler fest; den scharfen Worten Spahns sind aber, zum Beispiel von Trimborn, schon andere gefolgt, die erheblich milder klangen und die Erfüllung der nationalen Pflichten sowie die „Staatsnotwendigkeiten" betonten. Louis Philipp von Frankreich hat um der Jesuiten willen seinen Königsthron verloren, vielleicht verliert Bethmann-Hollweg um ihretwillen den Kanzlerstuhl, wie Bülow um einer Steuerfrage willen; nur wird sich das Zentrum darüber nicht täuschen, daß der jetzige Kanzler niemals wie Bülow parlamentarisch zu regieren suchte, also wohl nicht so leicht einem Mißtrauensvotum des Reichstages, das übrigens erst zusammenzubringen wäre, weichen wird.

Ein Vorpostengeplänkel lieferte die Stellungnahme des Zentrums zum Plane eines Petroleum-Monopoles des Reiches; es hat ihn bekämpft, aber schlecht dabei abgeschnitten. Das Monopol soll die Vormacht des amerikanischen Petroleum-Trust brechen zu Gunsten einer Verbilligung des Lichtes und Feuers des kleinen Mannes. Daß eine solche volkswirtschaftliche Frage nicht im ersten Lauf gelöst wird, ist selbstverständlich, aber das Zentrum hätte sich nicht dem Verdachte auf Trustfreundschaft aussetzen sollen in der persönlichen Form, die die Frankfurter Zeitung (Nr. 346) ihm klipp und klar bewies, daß nämlich Katholiken an der Spitze der Deutsch-Amerikanischen Petroleum-Gesellschaft in Rockefellerschem Gefolge stehen. Es handelt sich nicht um eine alte Gegnerschaft des Zentrums gegen den Monopol-Plan, sondern um persönliche Dinge in einer nationalen Frage. Das ist kleinlich.

Wie der Reichskanzler dem deutschen Reichstage versicherte, sollte durch den bundesrätlichen Entscheid eine Verschärfung in der Behandlung der Jesuiten nicht eintreten. Der Jesuitenpater Cohausz hielt in Freiburg i. Br. vom 2. bis 6. Dezember eine Vortragsserie über die Themata „Gott, Mensch, Gottmensch, des Gottmenschen Werk, des Gottmenschen Liebe" vor einer Schar von 3—4000 Hörern. Kaum war der bundesrätliche Entscheid rechtskräftig geworden — vierzehn Tage nach seinem Erlaß — so wurde von der badischen Regierung (allem Anschein nach im Einvernehmen mit Preußen) die Fortsetzung der Vorträge verboten. Das formelle Recht dazu hat die badische Regierung zweifellos. Der bundesrätliche Entscheid bestimmt: „Nicht untersagt sind wissenschaftliche Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren"; in jenen Vorträgen aber war es berührt. Dennoch war das Vorgehen der badischen Regierung ein schwerer Fehler. Derartige Vorträge waren bisher — das gibt auch die Deutsch-evangelische Korrespondenz (Nr. 129) zu — geduldet; die badische Regierung verbietet sie jetzt, setzt sich also damit in offenen Widerspruch zur amtlichen Zusicherung der höchsten Reichsbehörde, was nicht gerade zur Stärkung des Rechtsbewußtseins im deutschen Volke beiträgt. Dieselbe badische Regierung verbietet dem Pater Cohausz mit derselben Begründung in Pforzheim einen Vortrag über „die Wahrheit über den Jesuitenorden", gestattet ihm aber einen Vortrag über „Geistesströmungen der Gegenwart" in demselben Pforzheim. Die Karlsruher Zeitung vom 13. Dezember glaubte das Publikum aufklären zu müssen durch die Worte: „Seine Ausführungen berührten, wie hier festzustellen ist, das religiöse Gebiet nicht; sie waren rein wissenschaftlich." Ja, was ist denn das für eine Gegenüberstellung: religiös — rein wissenschaftlich?! Kann

man denn nicht auch über religiöse Dinge „rein wissenschaftlich“ sprechen, und umgekehrt bei „rein wissenschaftlichen“ Dingen das religiöse Gebiet berühren? Wenn Pater Wasmann über die Deszendenzlehre spricht, ihr einen weiten Raum zugesteht, am entscheidenden Punkte aber, bei der menschlichen Seele, auf den Schöpfergott rekurriert, so ist das doch ein „Berühren des religiösen Gebietes“, ein solcher Vortrag wäre also bei formaler Rechtsübung nach Muster der badischen Regierung verboten! Die ganze Formulierung des Bundesrates ist sehr ungeschickt, das dient der badischen Regierung etwas zur Entschuldigung; aber man hätte statt dem Buchstaben sich den G e i s t der Verfügung gegenwärtig halten sollen. Sie will offenbar bewußt propagandistische Missionsvorträge verbieten. Nun läßt sich ja nicht immer genau feststellen, was alles hinter „wissenschaftlichen Vorträgen“ sich verbirgt, aber eine weite Praxis ist hier stets besser als eine enge. Das Volksempfinden — und nicht nur das katholische — wird und kann es nicht verstehen, wenn auf der einen Seite dem religiösen oder auch schon nicht mehr religiösen Radikalismus völlig freie Bahn gelassen, auf der anderen Seite einem Jesuiten ein Vortrag über seinen Orden verboten wird. Mit dem Argumente „Ja, Bauer, das ist ganz etwas Anderes“ setzt man sich doch nur ins Unrecht. Ist man denn wirklich so bange vor den Jesuiten? Man habe doch etwas mehr Vertrauen zur Volkskraft! Sehr richtig hob der Redner auf der Kölner Zentrumsversammlung, Pfarrer Kastert, heraus, daß nach dem badischen Rezepte d i e P o l i z e i letztlich die Instanz über die „wissenschaftlichen Vorträge, die das religiöse Gebiet nicht berühren“, sei. Derartiges ist des deutschen Reiches einfach nicht würdig. Um die Verwirrung voll zu machen, hat die elsaß-lothringische Regierung Vorträge des Pater Cohausz in Mühlhausen und Straßburg — und zwar über den Jesuitenorden — erlaubt. Wer hat nun eigentlich Recht? Jedenfalls ist die für die Wiedereröffnung des Reichstages beabsichtigte Interpellation des Zentrums darüber nur zu begreiflich.

Einer Sache, die man bekämpfen will, darf man keinen Märtyrer geben. Diese Schulweisheit der Geschichte hat die badische Regierung vergessen, obwohl es noch gar nicht so lange her ist, daß in den Präliminarien des Kulturkampfes der Katholizismus seine Märtyrer haben wollte (Droste-Vischering, Dunin u. A.) und auch nur zu bereitwillig bekam. Pater Cohausz wird jetzt allenthalben „mit stürmischem Beifall begrüßt“, und die katholische Sache kräftigt sich wie seit lange nicht. In verblüffender Offenheit schrieb der Pfälzer Bote (Nr. 278 vgl. DEK Nr. 136), die Jesuiten sollten unbekümmert um das Reichsgesetz einfach ihre Tätigkeit aufnehmen, sich auch ruhig einsperren lassen, denn: „die Katholiken würden dann insgesamt aufwachen“ — h i e r kennt man die Kraft des Martyriums.

Ein eigenartiger Dualismus beherrscht die gegenwärtige Stellung des Katholizismus im deutschen politischen Leben. Auf der einen Seite (Gewerkschaftsstreit) Abrücken von Rom und Anlehnung an deutsch-nationales Empfinden und seinen Repräsentanten, den Staat; auf der anderen Seite (Jesuitenfrage) Bund mit Rom und Bekämpfung des Staates. Aber diese eigenartige Lage ist nur eine neue und interessante Variante des uralten Zwiespalts: Universalismus und Nationalismus. Der steckt im Wesen des Katholizismus, seitdem es einen solchen gibt. Der Katholik gehört immer zwei Welten an: seiner Kirche, die universal ist und ihre universalen Gesetze hat, und seinem Staate, der national begrenzt ist und seine eigenen Forderungen stellt. Die ganze Geschichte des Katholizismus ist ein Balanzieren zwischen diesen beiden Interessenkreisen. Das wird so bleiben, so lange die Geschichte noch vom Katholizismus zu reden hat.

W a l t h e r K ö h l e r

Wilhelm Raabe und das Christentum

Vor langen Jahren hielt Erich Foerster im neuen Reformierten Gemeindesaal in Frankfurt Vorträge über das Christentum der Zeitgenossen, die damals berechtigtes Aufsehen machten und bei den Zuhörern starke Eindrücke hinterließen. Sie sind nachher gedruckt erschienen und heute noch nützlich zu lesen, obwohl sich Manches gewiß anders ausdrücken ließe und Foerster selbst gewiß heute Manches anders ausdrücken würde. Otto Frommel in Karlsruhe hat dann in einem feinen Büchlein die Stellung neuerer deutscher Dichter zur Religion behandelt und neulich einen Nachtrag sozusagen in Weinels Lebensfragen erscheinen lassen. Wilhelm Raabe ist meines Wissens nicht unter den von Frommel behandelten Dichtern: er wird dem Süddeutschen vielleicht ferner stehen in seiner so ausgesprochen niederdeutschen Eigenart, oder Frommel hängt ihn „zur zweiten Garnitur statt zur Paradeuniform“, um ein Wort Georg Hermanns zu brauchen, und spricht darum nicht von ihm. Im Raabekalender 1913 hat dann Hermann Junge über das Thema geschrieben, doch ohne eigentlich in die Tiefe zu gehen. Um für eine lebendige Diskussion der Hamburger Raabegesellschaft die Grundlage zu schaffen, bin ich zu dem Thema geführt worden, bei dessen Behandlung ich mich verabredetermaßen auf zwei der bekanntesten Schriften, die Leute aus dem Walde und den Hungerpastor, und auf eine der bezeichnendsten Raabeschen Geschichten, Unruhige Gäste, beschränkte. Immerhin spiegelt sich ein Stück deutsches Geistesleben in diesen Werken, auch ein Stück Zeitgeschichte, und es wird ja an sich von Interesse sein, was ein so besinnlicher und innerlicher Schriftsteller wie Raabe vom Christentum hält.

1

Sehr schön und sympathisch für jeden Christen ist bei den L e u t e n a u s d e m W a l d e (1863) gleich die Grundidee, die durch das ganze Buch hindurchgeht wie ein leiser tiefer Ton: Gib Acht auf die Gassen! Blick auf zu den Sternen! Der Polizeischreiber Fiebiger zeigt seinem Schützling Robert Wolf die wirkliche Welt, lehrt ihn mit klaren Augen in die Gassen schauen und schärft ihm den Sinn für die harte Wirklichkeit des Lebens. Der alte Sterngucker Ulex in seinem Klosterturme verkörpert die andere Mahnung und vertritt den Idealismus, bahnt dem Jüngling den Weg in die Weltgeschichte, zum Altertum, in die Philosophie. Vom Christentum ist nicht die Rede in der Unterweisung, die den Robert Wolf fürs Leben im Sichtbaren und Unsichtbaren reif machen soll. Es wird eine andere Melodie angestimmt, die uns nicht weit vom Anfang recht deutlich entgegenklingt:

> Mit harter Hand faßt das Schicksal vor allem gern seine Günstlinge: ruhig auf makadamisiertem Pfad — alle Viertelmeile ein Meilenzeiger — läßt es nur die wandeln, welchen das Loos der goldnen Mittelmäßigkeit aus der geheimnisvollen Urne fiel. Nicht in Goldwolken hüllt das Schicksal seine Erkorenen: in den dunklen Mantel des Schmerzes, der Gebrechen, der Krankheit und jeglichen Elends hüllt es sie und reißt sie durch das Leben. Und neidisch ist das Schicksal; wie manchen hohen Geist hat es für sich behalten in dem dunklen Mantel, wie selten fällt die Hülle von der Schulter eines Auserwählten, wie selten wird ein Individuum für die übrige Menschheit denkmalreif und ein würdiger Gegenstand für Toaste, Reime und Festessen . . .

Zu dem Stoizismus, der hinter diesen Worten liegt, wollen die weichen Töne der Entsagung, die durch das ganze Buch hindurchklingen, und das Lob der Einsamkeit nicht übel stimmen. Und es paßt auch vortrefflich dazu, daß bei einer Gelegenheit, wo man geradezu nach einem christlich frommen Trostwort verlangt — beim Sterben des verunglückten wackeren Meisters Tellering nämlich — dies Trostwort von dem guten alten Ulex nicht gesprochen wird, wohl aber die Griechen Phokion und Epikur herbeigeschritten kommen und Philosophie den Platz der Religion einnimmt. Auch die Besinnung auf die Sterne — sieh nach den Sternen! — so fromm sie klingt und so christlich sie verstanden werden kann, sie ist doch gemeint als die Besinnung auf die ewigen ehernen Gesetze, die alles Werden begrenzen:

> Da droben ist alles Harmonie und Ordnung; nach ewigen Gesetzen wandelt jedes Glied der großen glänzenden Gemeinschaft; selbst die regellosesten unter ihnen, die Kometen, ziehen ihren vorgeschriebenen Weg. Welch ein Kontrast gegen das Getümmel hier unten! O sieh nach den Sternen, Knabe, und wenn der dunkle Erdentag, wenn das irdische Gewölk sie dir verbirgt, so denke an sie und vergiß nie, daß sie über allen Wolken und Schatten, über allem Sturm und Ungewitter ruhig lächeln . . .

Was da trösten soll, ist das Innewerden einer letzten höchsten Notwendigkeit, die sich durchsetzen wird trotz aller irdischen Unruhe und Verwirrung. Da haben wir den Stoizismus, der dann am Ende des Buches noch ausdrücklich betont wird:

Der Idealist, der über den Gassen in der Höhe sitzt, kann nur den alten Wahlspruch der Stoiker wiederholen: Sustine et abstine, Dulde und entsage! Trotz aller Lehren, trotz aller Schulen steht der Mensch zuletzt doch immer allein seinem Schicksal gegenüber, und er allein hat mit seiner Persönlichkeit Antwort zu geben.

Die Stoa ist es also, die Raabe gefangen hält in den Leuten aus dem Walde, die Stoa, von der uns Weinel in seinem neuesten Buch so fein den religiösen Grundcharakter gezeigt hat. Der pessimistische Einschlag, der unverkennbar in Raabes Innenleben sich findet, treibt auch ihn zu der Frage: Wie werde ich vom Leid des Lebens erlöst? Und er antwortet wie der stoische Weise: Durch die Erkenntnis, daß alles Irdische eitel ist. „Kinder, Ehre, Reichtum, ein schönes Haus, eine edle, schöne Gattin — alles ist nur geliehenes Tafelgerät!" sagt Seneka, und ganz ebenso könnte Raabe seinen Ulex oder Fiebiger sprechen lassen. Und wenn der stoische Weise die Disziplin des Willens preist, so stimmt ihm Raabe von Herzen zu, daß man sich selbst so ganz und gar in der Hand haben müsse und dann ein freier Herr aller Dinge sei, den kein Unglück brechen könne, der dennoch und trotzalledem das Leben bejahen könne, weil ihm auch das Leiden zur Erziehung diene zur eigentlichen Menschlichkeit, zur Mannhaftigkeit der großen Seele. Ein Messer wetzet das andere und ein Mann den anderen: mit stoischen Fäden ist das Buch durchwoben, das dieses Motto trägt, der pessimistische Einschlag vertieft die Schatten und von hier aus muß die Grundidee verstanden und gedeutet werden. Da ist schlechterdings nichts Christliches zu finden. Auch das prächtige, immer hilfsbereite Freifräulein Juliane von Poppen darf dagegen nicht angeführt werden. Nach meinem Eindruck handelt diese hilfreiche Person aus einem an Kant geschulten Pflichtgefühl heraus, mit dem kategorischen Imperativ im Herzen, nicht aus spezifisch christlichen Beweggründen, sicher nicht aus einer an der erfahrenen Gottesliebe entzündeten Nächstenliebe. Es bedurfte der stellenweise sehr stark aufgetragenen Polemik gegen das kirchliche Christentum nicht, um den durchaus nicht christlichen Charakter der Leute aus dem Walde unübersehbar zu machen.

Die schroffe Ablehnung des kirchlichen Christentums, das mit kräftiger Satire bedacht wird, scheint mir doch nicht nur auf persönlichen Erlebnissen des Dichters zu beruhen, über die uns vielleicht die zu erwartende Biographie von Brandes unterrichten wird. Wir finden diese Stimmung häufiger vertreten in jenen Jahren, sie ist geradezu als ein Element des älteren Liberalismus anzusprechen und ist von da aus in die Sozialdemokratie übergegangen, wo sie eine Wurzel der so viel beklagten Unkirchlichkeit bildet. Soweit ich sehen kann, ist der Nährboden dazu die Reaktionszeit seit 1850 gewesen. Der enge Bund von Staat und Kirche, der vor allem in Preußen die Signatur für das öffentliche Leben abgab und die Herrschaft der strengen Lutheraner in der Kirche mit sich brachte, hatte zu einer rücksichtslosen Verfolgung aller Neuerer geführt und die Kirche geradezu zu einer staatlichen Zwangsanstalt umgewandelt. Nur die strengste Orthodoxie wurde geduldet, das ganze geistige Leben der Nation in kirchlich-staatlicher Kontrolle gehalten. Die Philosophen wurden nicht minder schlecht behandelt wie die Theologen. Stahls Wort: Die Wissenschaft muß umkehren! ist damals gesprochen worden. Man kann in Schwemers Vorträgen „Die Reaktion und die neue Aera" Näheres darüber lesen, ausführlich und mit persönlichster Teilnahme hat Hausrath in seinem Buche „Richard Rothe und seine Freunde" darüber gehandelt. Das war die Zeit, in der aus der Privatlektüre der Seminaristen die sogenannte klassische Literatur ausgeschlossen, dagegen die Lektüre der Kinderschriften von Barth und der Grimmschen Märchen empfohlen wurde, da die allgemeine Weltgeschichte aus dem Lehrplan entfernt, aber die wörtliche Aneignung von mindestens fünfzig Kirchenliedern von den Präparanden verlangt wurde.

Man macht sich heutzutage schwer eine Vorstellung, wie diese Reaktionszeit gerade auf die besten, tiefsten, freiesten Geister der Nation gewirkt, welchen Groll und welche Verbitterung sie hat entstehen lassen. Ein Zeichen der Zeit sind die Worte, die sich in der Ansprache des Prinzregenten von Preußen an seine Minister (8. November 1858) finden, nach Marcks von ihm selbst entworfen und niedergeschrieben. Da heißt es: „In beiden Kirchen muß mit allem Ernste den Bestrebungen entgegengetreten werden, die dahin zielen, die Religion zum Deckmantel politischer Bestrebungen zu machen. In der evangelischen Kirche . . . ist eine Orthodoxie eingekehrt, die mit deren Grundanschauung nicht verträglich ist und die sofort in ihrem Gefolge Heuchler hat . . . Alle Heuchelei und Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken, ist zu entlarven, wo es nur möglich ist." Wie tief muß der Ingrimm über den Mißbrauch der Kirche und ihre Betätigung für politische Zwecke empfunden worden sein, wenn es an solcher Stelle mit solchen Worten zum Ausdruck gelangen konnte! Nun, aus den Nachwirkungen dieser dunkelsten Zeit der Preußischen und Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert glaube ich auch die Raabesche Stellung zur Kirche erklären zu sollen, wie sie uns die Leute aus dem Walde erkennen lassen.

2

Der Hungerpastor bringt mit seiner prachtvollen Einleitung, mit den Sätzen vom großen Hunger in der Welt, ein Leitmotiv herbei, das für jedes christliche Empfinden sofort verständlich und sympathisch ist, weil da allerlei Nebentöne mitklingen, die auch sonst das Leben begleiten mit ihrem vollen tiefen Klange. Auch mit der Entwicklung des Lebensganges für die beiden Lebenshungrigen, für Moses Freudenstein und Johannes Unwirrsch, wird man sich einverstanden erklären können. Gewiß, es ist ein schroffer Dualismus, der durch das ganze Werk hindurchgeht, und der Personen auf der Mittelstraße, die weder nach rechts noch nach links gerechnet werden könnten, sind nicht gerade viele. Aber solcher Dualismus findet sich ja auch im Christentum, und von daher ist dagegen nichts einzuwenden. Und daß der Dichter nun doch einen Blick gewonnen hat für die lebenstärkende Kraft der Religion gerade in den Kreisen der Armen und Hungrigen im Geiste, daß er deutlich schildern kann, wie sich für das Jugendleben seines Helden die religiösen Eindrücke bestimmend bemerkbar machen, daß Raabe selbst ein fast religiös andächtiges Herz für das Leben und Leiden der kleinen Leute bereit hält und herbeiträgt, das sei nur kurz angemerkt. Hier weht in der Tat christliche Luft im Hungerpastor, hier ist etwas von der Stimmung des Jesuswortes: Ich danke dir, Vater, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbart. . . .

Aber diese christliche Wendung und Verinnerlichung über die stoische Ruhe der Leute aus dem Walde hinaus scheint mir weder sehr tief zu wurzeln noch sehr klar erlebt zu sein. Hat sich denn noch Niemand von den unzähligen Lesern des Buches gewundert, wie wenig man eigentlich von dem Theologen und Pastoren Hans Unwirrsch erfährt? Er predigt ja einmal, als seine Mutter stirbt, er hält die Examenspredigt, aber wir erfahren von dem schwarzen Chorrock, den der Herr Kandidat trägt, mehr als von dem Inhalt der Predigt. Was für eine Religion, was für eine Theologie hat er eigentlich, der Pastor Hans Unwirrsch? Er sitzt einmal vor einem Haufen weißen Papieres, um sein Buch vom Hunger zu schreiben, aber über das Titelblatt kommt er nicht hinweg. Ich glaube fast, wir erfahren von der Philosophie des Schusteronkels Nicklas Grünebaum mehr als von der des Titelhelden. „Der Deibel holt die Jraden und die Unjraden" — da blitzt die Stoa mit der unerbittlichen Notwendigkeit wieder vor uns auf, und Raabes Sympathie steht daneben und reibt sich die Hände. Und doch wäre es für uns sehr interessant, mehr von Unwirrschs Christentum zu vernehmen, denn der Dichter läßt seinen Helden von Anfang bis zu Ende *passiv* bleiben, in der Defensive bleiben, im großen Mitfühlen, Mitempfinden, Mitleiden teilnehmen am Weltleid und lehrt ihn die Echtheit dieses passiven Mitleidens dadurch, daß es ihm die Liebe des Fränzchens als Schicksalsgabe zu teil werden läßt. Diese Passivität ist der hervorragende Zug an Hans Unwirrsch: er wird vom Leben, von seinen Verwandten und Freunden, von seinen Herrschaften usw. getrieben und ent-

wickelt nur sehr selten eine persönliche Energie. Seine Größe ist im Gegensatz zu dem schlauen Egoismus Moses Freudensteins ein tiefes persönliches Mitempfinden, eine edle feine Kraft des Mitleidens, und darum glaube ich, daß wir da den Bannkreis Schopenhauers vor uns haben. In der Tat, Schopenhauer ist doch wohl der Philosoph, der zum Hungerpastor die Farben hergegeben hat, und ein mit Schopenhauerschen Gedanken durchtränktes Christentum würden wir in Hans Unwirrschs Predigten vermuten dürfen, wenn solche vorhanden wären. Sehr tief scheint mir danach die christliche Wandlung in Raabe nicht gegangen zu sein: sie hat die Stoa überwunden und ist bei Schopenhauers erlösendem Mitleid stehen geblieben.

Aber auch sehr klar will mir die neue Erkenntnis nicht vorkommen: in jenen schönen Versen gegen Ende des Buches wird die Erfüllung des großen Lebenshungers dargestellt. „Nun sind umschlossen im engsten Ringe im stillsten Herzen weltweite Dinge. Lichtblauer Schleier sank nieder leise; im Liebesweben, Goldzauberkreise ist nun mein Leben." Die Liebe von Mann und Frau ist die Erfüllung des Lebenshungers. In der stillen Gemeinschaft der Häuslichkeit — im engsten Ringe, im stillsten Herzen verborgen weltweite Dinge — da endet der Hunger, da kommt die Erfüllung für das tiefste Sehnen der Menschenseele. Die Liebe — das ist ja auch ein unmittelbar christlicher Begriff, und der Apostel Paulus hätte wohl auch so reden können, aber dann ist nicht die Gemeinschaft von Mann und Frau gemeint, sondern Gottes- und Nächstenliebe. So kommt nach meinem Eindruck der Schluß des Hungerpastors nicht aus dem Schillern heraus, auch nicht in der Weihnachtspredigt des alten Josias Tillenius, wo gerade am Höhepunkt die drei so viel umstrittenen Begriffe Wahrheit, Freiheit, Liebe als Inhalt der christlichen Religion auftreten, als Gaben, die die Geburt des Heilands gebracht hat. Ich kann nicht finden, daß dem eine besonders klare Auffassung des Christentums zu Grunde liegt. Ich finde sie auch dann nicht, wenn Hans Unwirrsch als den tiefsten Inhalt des Lebens Arbeit und Liebe bezeichnet und bei der Liebe wieder an seine Braut denkt. Der Theologe in mir entdeckt bei aller Bewunderung für den Hungerpastor gerade in seinem Schluß die schwächste Stelle im Ganzen. Das Problem wird zerschnitten, nicht gelöst.

3

In eine ganz andere Stimmung hinein führt uns der Roman Unruhige Gäste aus dem Jahre 1886, der von gründlichen Kennern für Raabes bestes Werk erklärt worden ist. Hier ist das Thema direkt aus christlichem Gedankenkreise hergenommen. Eine Geschichte aus dem saeculum ist es: die Welt, das saeculum im altkirchlichen Stil, und wie sie in ein christlich umfriedetes Pfarrhaus im abgelegenen hohen Harzdorf einbricht, wird uns geschildert, oder mit den Worten des Dichters: wie die Zeitlichkeit in all ihrer Liebenswürdigkeit und Schönheit ein stilles asketisches Pfarrhaus im Gebirge überfällt. Wir dürfen das Thema auch formulieren: Moderne Kultur und Christentum — wie gestalten sich die Dinge, wenn aus diesen so verschiedenen Welten Einer oder der Andere herüberkommt und eine kurze Zeit in die ihm so fremde Luft und Lebensweise einkehrt? Veit von Bielow tut diesen Schritt vom Wege, und es bekommt ihm übel. Er holt sich nicht nur den Typhus von dieser Extrapartie, die so garnicht in das Programm seines daseinsfrohen Lebens passen will, sondern er schleppt auch eine Kette von daher nach, die er nicht mehr loswerden wird. Er ist fortan ein innerlich gebrochener Mann.

Aber wie sieht das Christentum aus, in das der Vertreter des saeculum seinen Ausflug macht? Im Dorf finden wir die übliche Unbarmherzigkeit, die bureaukratische Gefühllosigkeit, die Raabe oft genug geschildert hat, die das Gegenteil vom barmherzigen Samariter darstellt. Christlicher als der Schulze und die feige Gemeindevertretung ist der Tischlermeister Spörenwagen, der Heide, Stoiker und Schicksalsgläubige, der auf den großen Hobel vertraut, der alles gleich macht, und bei dem wieder Raabes Sympathie sich findet, der ihn einen vornehmen Menschen nennt.

Das Hauptinteresse sammelt sich beim Pastor Prudens Hahnemeyer und seiner Schwester Phoebe, die als genuine Vertreter des Christentumes erscheinen. Der Pastor ist ohne den leisesten Spott geschildert und von einer schier erschreckenden Größe, die auf seiner gewaltigen Einseitigkeit beruht. Er ist durchaus kein Pharisäer, obwohl er strenge scharfe Urteile über andere Menschen bereit hält. Er ist auch kein kalter Mensch, er hat schwer an sich selbst zu tragen und hart mit seiner Natur zu kämpfen. Er kennt keinen bequemen Egoismus, sondern ist zu jeder Stunde bereit zum Dienst in seiner Gemeinde, mit der er lebt, die ihm im Zentrum seines Lebens steht. Aber diesen Dienst an der Gemeinde tut Prudens „mit geschlossenen Augen". Wie Tannhäuser seine Bußfahrt nach Rom vollendete „geschlossenen Augs, ihr Wunder nicht zu schauen, durchzog ich blind Italiens holde Auen", so lebt der Pastor in den Unruhigen Gästen in einer absichtlichen und bewußten Verneinung der Welt des Schönen, Freundlichen, Liebenswürdigen. Sein Haus ist in bösem Zerfall, sein Arbeitszimmer eine elende Bude, kein Möbel darin, das einem gefallen könnte, alles ist ärmlich, jämmerlich, erbärmlich, aber der Pfarrer sieht das nicht und will es nicht sehen. Grob ist die Tischdecke über der harten Steinplatte in der Laube, ungepflegt, verwildert der Pfarrhausgarten, schrecklich die Winteröde mit den grausigen Stürmen, wenn oft wochenlang das Haus eingeschneit ist, Brot und Salz die letzte Nahrung der eingeschlossenen Hausbewohner bilden: der Pfarrer will es nicht anders, er klagt nicht darüber, er ist damit einverstanden. Er hat einen Heroismus der Entsagung, der zur Bewunderung zwingt, und hat ihn, weil er einen eisernen Willen hat, der keine Hindernisse kennt. Eisern ist darum auch seine Sprache; wie ein Prophet des Alten Testamentes steht er da, ganz Härte und Unbeugsamkeit auch sich selbst gegenüber, ein Willensmensch, meilenweit entfernt vom Evangelium, gewiß die interessanteste und tiefste Pastorengestalt, die Raabe geschildert hat — aber so einseitig, daß sie fast über Menschenmaß und Menschenmöglichkeit hinausliegt und fast wie eine abstrakte Konstruktion erscheint, der die rechte Blutwärme, der fühlbare Herzschlag fehlt.

Viel erfreulicher, wärmer, lebenskräftiger und wirklicher mutet die Gestalt der Phoebe an, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie als eine der vortrefflichsten Frauengestalten Wilhelm Raabes überhaupt anzusehen sei. Die selbstverständliche Bereitschaft zum Dienst, zum Opfer für Andere, das stille Heldentum christlicher Nächstenliebe, die innere Sicherheit, die ein unbedingtes Gottvertrauen gibt, das Alles hat Raabe in wundervoller Weise an diesem jungen Mädchen geschildert und glaubhaft zu machen verstanden, so daß man die größte Hochachtung vor diesem stillen hilfreichen Wesen empfindet. Hier bricht eine edle und tiefe Auffassung des Christentums durch, die mit der Einseitigkeit des Prudens Hahnemayerschen Christentumes zusammengehalten werden muß. Raabe ist also doch über den alttestamentlichen Typus hinausgewachsen und hat einen wärmeren, innerlicheren, statt des Gesetzes die Liebe bringenden danebensetzen können. Und doch — so sehr wir die Vortrefflichkeit und Christlichkeit der Phoebe preisen werden, es gibt auch in ihrem Wesen einige Züge, die uns auffallen und befremden müssen! Ihre Sprache — wie leise, leblos, gedämpft, wie unpersönlich! Ich möchte fast sagen: wie unwahrscheinlich! denn ein so tiefes religiöses Leben muß sich doch auch im Ausdruck Bahn brechen und kann sich nicht immer nur in den Schalen und Hülsen der Sprache Kanaans bewegen. Aber warum ist das Alles so leise, so abgetönt, so gedämpft? Es ist doch auffallend, wie so oft durch das ganze Buch hin die Ruhe, die Sicherheit, die Gelassenheit, die gelassenen klugen Augen u. s. f. beschrieben und hervorgehoben werden. Gelassenheit, Unbeweglichkeit, ἀταραξία — da haben wir wieder das stoische Ideal, wonach der wahrhaft vornehme Mensch sich durch nichts bewegen und erregen lassen, immer den Gleichmut bewahren soll. So scheint mir, daß die Auffassung des Christentums, wie Raabe sie gehabt hat, hier noch einen tüchtigen Zusatz von den Stoikern her bekommen hat. Das Christentum ist geschaut und dargestellt von Einem, der selbst bei den Stoikern gefunden hat, was ihm gut und vornehm dünkt: eine stille und ruhige Weise, durch Willensübung zu erzeugen den Gleichmut gegenüber den

unvermeidlichen Uebeln des Lebens. Und wieder will der asketische Zug, den auch Phoebe an sich trägt, nicht übel stimmen zu der stoischen Lebensauffassung: wir glauben gern, daß sie aus der schmucklosen Kleidung nicht herauskommt und kein Auge hat für die Verwilderung des Gartens.

Raabe hat bekanntlich ein sehr schönes Buch unvollendet hinterlassen, Altershausen, das man alten Leuten zu Weihnachten unter den Tannenbaum legen sollte. Dies Buch bricht etwa in der Mitte der Entwicklung ab, ist im Uebrigen mit einem tiefen Inhalt angefüllt, der über die Nichtvollendung hinwegtröstet. Schließt man von dem vorhandenen Bruchstück auf das, was noch kommen sollte, so steht man vor der überraschenden Tatsache, daß der greise Dichter zeigen wollte, wie ein Mensch durch ein schweres persönliches Schicksal zu opferbereitem Sinn erzogen worden ist: der hat ihn zu einem wunderbar großen Liebeswerk an einem blöden Jugendgenossen befähigt, und zwar, wie aus der vorliegenden Erzählung hervorgeht, ohne alle Einseitigkeit, ohne stoische Unbeweglichkeit, in voller lebenatmender Menschlichkeit. Da gibt es keine Sprache Kanaans, keine Askese und doch eine nimmermüde Teilnahme an des Bruders Not und Leid beim stillen Werke der Menschlichkeit, und hinter dem Allen ein ruhiges Vertrauen auf Gott, eine stille Freude am Leben, ein Hoffen auf die Vollendung des Willens Gottes. Da hätten wir dann eine letzte Auffassung des Christentums, die weit über die geschilderten hinausliegt. Aber dem Dichter ist die Feder aus der Hand entfallen, als er sie uns beschreiben wollte. Rudolf Hermes

---

Die Putumayo-Greuel und die Schuldsklaverei der braunen Rasse in Südamerika

Manche unsrer Leser haben vielleicht die Bedrückungen, denen die Schwarzen am Kongo in Folge der Gier der Weißen nach Kautschuk nun seit mehr als zwanzig Jahren ausgesetzt sind, als ein Unikum, als ein Verhängnis betrachtet, das eine Eigentümlichkeit des schwarzen Erdteils bilde, und haben aufgeatmet, als wenigstens aus dem belgischen Kongo ein Nachlassen (kein Aufhören) des Drucks berichtet werden durfte, in der Meinung, daß wenigstens anderwärts Aehnliches nicht vorkomme.

Nichts ist falscher als diese Meinung, nichts wäre trügerischer als zu glauben, daß nunmehr überall der Kautschuk auf menschliche Weise gewonnen werde, ohne Grausamkeit, ohne Ausbeutung der einheimischen Bevölkerung.

Mit schrecklicher Deutlichkeit haben die, zuerst durch das englische Blatt the Truth 1907, und dann durch die Antislavery Aborigines protection Society ans Licht gebrachten Tatsachen aus Südamerika uns enthüllt, daß im ganzen Kautschukgebiet des tropischen Amerika, dem Stammlande des Kautschuk, das ja weitaus den meisten und feinsten Gummi liefert, nicht nur genau dieselbe grausame Sklaverei der zu Gummisammlern gepreßten braunen Eingebornen herrscht, sondern daß die hier im Schwange gehenden Greuel selbst die der „schwunghaftesten“ Periode des Kongostaates und der blutigsten dort „arbeitenden“ Gesellschaften: einer Abir, einer Anversoise, übertreffen.

Die ersten Nachrichten kamen vom Putumayo, einem obern Nebenfluß des Amazonas, der von der Republik Peru, aber auch von Kolumbien in Anspruch genommen wird, während tatsächlich eine gut organisierte Bande von Räubern: zuerst unter dem Befehl eines Peruaners J. C. Arana, seit 1907 aber unter einer englischen Gesellschaft: the Peruvian Amazon Rubber Cy. Ld. dort eine Schreckensherrschaft führt und den ansässigen Indianerstamm, die Huitotos, einer Kautschuksklaverei unterworfen hat, die an Härte und Blutgier alles übersteigt, was je seit der Conquista: seit den Beutezügen eines Pizarro im sechzehnten Jahrhundert zu unsrer Kenntnis gelangt ist. Und daß eine englische Gesellschaft, mit einer Million Pfund Aktien Kapital registriert, die im ersten Betriebsjahr gleich 7 Prozent Dividende verteilte, dieses entsetzliche Geschäft übernahm und fortführte, ist nicht die mindest empörende Seite dieser Enthüllung.

So schrecklich waren die Anklagen, daß das englische Foreign office (Sir Ed. Grey) nicht umhin konnte, einen seiner tatkräftigsten Konsularbeamten, den Generalkonsul Casement an Ort und Stelle zu senden, um amtlich den Tatbestand festzustellen. Es war derselbe tapfere Casement, der bereits im Kongo so Vieles zur Enthüllung der dortigen Mißwirtschaft, namentlich der Sklaverei beigetragen hatte, welcher die Kasai-Gesellschaft die dortige Bevölkerung unterworfen hatte. Im August 1910 kam Casement am Putumayo an, und schon im Januar und März 1911 gab er einen ins Einzelne ausgearbeiteten umfangreichen Bericht über seinen Befund der Oberbehörde ein, mit nicht weniger als dreißig Abhörungs-Protokollen der Zeugen belegt, der dann als Blaubuch Miscell. Nr. 8, leider erst fünfzehn Monate später, im Juli 1912 von E. Grey veröffentlicht wurde. Die Entrüstung, welche der Inhalt dieser Aktenstücke in England erregte, war unerhört. Einer der namhaftesten Kanzelredner, Canon Henson, brandmarkte in einer Predigt in Westminster-Abbey, unter Nennung der Namen der Beteiligten, die englische Peruvian Amazon-Gesellschaft; Grey hielt im Parlament (Oktober 1912) eine fulminante Rede gegen die Kautschuksklaverei; aber da es sich um ein Land handelte, das schon vermöge der Monroe-Doktrin jedem direkten Einfluß einer europäischen Macht entzogen war, mußte das Parlament sich begnügen, eine Kommission einzusetzen, welche die Verantwortlichkeit der ihm erreichbaren Urheber, also vor allem der englischen Gesellschaft, festzustellen hat. Ob diese Kommission mehr zu Stande bringen wird, als jene, welche 1904 König Leopold II. zur Untersuchung der Kongogreuel einsetzte, müssen wir abwarten. Auch haben sowohl katholische als protestantische Missionskreise sich aufgemacht, um in diesen höllischen Winkel Südamerikas Glaubensboten zu senden: die ersteren sammeln zu diesem Zweck 15 Tausend Pfund; die letzteren, zumal die bereits in Peru tätige „Evangelische Union von Südamerika“, tragen an der Schwierigkeit, daß jenes Gebiet zwischen Peru und Kolumbien einen Zankapfel bildet, und man doch nicht in ein herrenloses und streitiges Missionsfeld einziehen könne.

Und Peru, das bisher Herr am Putumayo zu sein behauptet? Es hat, trotz aller Depeschen aus London und Washington, so viel als nichts getan. Wohl äußerte man sich im Parlament zu Lima empört über die Anmaßung fremder Mächte, auf peruanischem Gebiet Ordnung zu schaffen, und schrieb den ganzen Lärm lediglich dem Neid und dem Gelüste der Engländer zu, sich selbst dieser reichsten aller Gummi-Jagdgründe zu bemächtigen, sandte auch Beruhigungsdepeschen, daß bereits Alles geschlichtet und der Indianer nun aufs beste bezahlt, genährt und behandelt sei. Aber tatsächlich geschah nichts: noch waltet nach wie vor Señor Arana in alter Weise, produziert und exportiert Gummi, wie er schon zur Zeit Casements es vorausgesagt hat, und wenn die englische Gesellschaft auch angeblich liquidiert und das edle Geschäft dem Factotum Arana zurück verkauft hat, so steht Eines fest: am Putumayo dauert die blutige Sklaverei nach wie vor fort und wird in kurzem mit der Ausrottung der dortigen Indianer-Reste endigen.

Was nun den Inhalt des Blaubuchs und der Erhebungen Casements anbelangt, so hat schon E. Grey im Parlament versichert, daß noch nie eine solche Masse unnatürlicher, ekelhafter und herzzerreißender Schandtaten schwarz auf weiß zu lesen war. Die Lektüre ist niederschlagend: bei der Aufzählung solcher Gemeinheiten, solcher Martern schämt man sich, ein Weißer zu sein. Man erlasse mir, all die Sklavenjagden im Urwald, wo die weißen Zivilisatoren die ahnungslosen, schlafenden „Wilden“ Nachts überfallen, die Hütten verbrennen, die Männer erschießen, und die Weiber und Kinder als Gummi-Sklaven nach ihren Faktoreien schleppen, die Prügelei mit der Tapir-Peitsche, die auf 90 Prozent der Arbeiter tiefe Narben hinterläßt; den Cepo, die Foltermaschine, in welcher man die fluchtverdächtigen Sklaven verhungern läßt, die mutwilligen Erschießungen, Enthauptungen und Ertränkungen, die Auslieferung aufgefangener Flüchtlinge an die Wilden zum Auffressen — kurz, all die Untaten völlig entmenschter weißer Kannibalen auszuführen: wer Lust hat, sich in dieses Meer von Blut und Infamie zu vertiefen, möge das

Blaubuch selbst zur Hand nehmen. Nur das sei bemerkt, daß diese Grausamkeiten, wenn auch noch so zahlreich, uns nicht so erregen würden, wenn sie einzelne Fälle wären. Aber sie sind ein System, eine feste Methode, so sehr, daß Arana auf der Insel Barbados über 200 schwarze englische Untertanen anwarb, welche, mit Martinigewehren und 200 bis 300 Patronen versehen, als Sklavenjäger, Sklaven-Treiber und Henker dienen müssen. Auch besteht hier, wie im Kongo einst, das System der Prämien für die Aufseher, die bis 20 Prozent des Ertrages erhalten und es durch die hochgesteigerte manière forte bis zu 1000 Pfund Sterling an Prämien im Jahre bringen.

Doch wenn dieser Putumayofall ein vereinzeltes, in der verborgenen Tiefe dieser abgelegenen Region unheilvoll ausgereiftes Vorkommnis wäre, so könnte man sich ja damit trösten, daß nach dem Platzen dieses Geschwüres die Gefahr beseitigt sei. Aber weit entfernt, daß das Sklavensystem daselbst eine Ausnahme darstellt, bildet es vielmehr die Regel in den südamerikanischen Republiken, obschon dort überall die Eingebornen brauner Rasse weitaus die Mehrheit der Bevölkerung bilden. Es ist beschämend und traurig zu sagen: überall, zumal seit der Epidemie der Kautschuk-Jagd um jeden Preis, ist in den Republiken von Südamerika (Argentinien und Chile vielleicht ausgenommen) ein altes System der Schuldsklaverei (péonage) in Uebung, welches den Ruin der Eingeborenen bedeutet, und zugleich jeden wirklichen Aufschwung der Weißen verhindert, ja sie in alte Barbarei zurückzustoßen droht.

In Kolumbien, in Peru, in Bolivien, Ecuador, am Alto Amazonas in Brasilien ist das Verhältnis des Weißen zum Eingeborenen kurz gesagt das des Herrn zum Sklaven.

Früher war es anders. Als die Missionen der Jesuiten und dann der Franziskaner noch ein Netz von Stationen über diese Länder gezogen hatten, war ja wohl der Indianer in einer milden Abhängigkeit der zum Teil ausgezeichneten Ordensleute (baxo la campana, unter der Glocke), genoß aber ausgiebigen Schutz gegen die Unbill von Eindringlingen. Doch seit Austreibung der Jesuiten sind die Stämme nicht nur schutzlos der Raubsucht der Caucheros (Gummisammler) ausgeliefert, sondern die Regierungen der Freistaaten, deren Verfassungen von allen möglichen Freiheiten à la Lafayette und Washington triefen, schreiten höchstens dann ein, wenn einmal die verzweifelten Indios sich ihrer Dränger erwehren wollen; sie senden Truppen, um die Opfer, und nicht die Henker zu züchtigen.

Vor Allem aber besteht das Band, das den Verkehr zwischen dem weißen und dem Indio vermittelt, in dem der Schuldhaft. Der Weiße schießt dem Indio Waren, Flitter, Spielzeug, Branntwein oder Geld zum Ankauf von Branntwein vor. Abzahlen kann der Indio diesen Kredit lediglich durch Arbeit, nicht durch Geld: in Bolivia soll diese letztere Art der Abtragung dem Indio sogar ausdrücklich verboten sein. Also Schuldsklaverei, theoretisch bis zu Tilgung der Schuld, aber praktisch auf unabsehbare Zeit, denn stets trägt der Weiße Sorge, daß das Debet seines Schuldbuchs für den Indio das Haben übersteigt. So weit geht dies System, daß z. B. ein Forschungsreisender meiner Bekanntschaft in Bolivia sich auf keine andre Weise Führer, Träger, Diener verschaffen konnte, als durch dieses Vorschußsystem. Wenn nun schon für den allgemeinen Verkehr auf den Indios der Druck dieser Schuldhaft lastet, welche sie zu Hörigen macht, die in der Woche für den Weißen arbeiten, an den Sonn- und Festtagen aber in der Schenke des Weißen sich sinnlos betrinken und neue Schulden anhäufen müssen: was war von einem solchen System zu erwarten, nachdem das Kautschukfieber die nicht an Kultur, wohl aber an Energie und Ausrüstung dem willensschwachen, weichen Indio hundertfach überlegenen Caucheros auf diese Opfer losließ? Zumal da seit dem sechzehnten Jahrhundert der Geist der Conquistadores immer noch in diesen Weißen lebt, wonach der Indio kein Christiano, sondern ein animal del monte, ein Geschöpf des Waldes ist, gegen welches geradezu Alles erlaubt ist?

Daß es in Bolivia ungefähr zugeht, wie am Putumayo, hat kürzlich ein Amerikaner, M. Chase Meyers, im „Observer" veröffentlicht. Er klagt ganz ähnlicher Greuel die große Firma

P. Suarez am Rio Beni an, und ein ziemlich schwächlicher Versuch, diese einst in Hamburg, jetzt in England domizilierte Firma zu verteidigen, bestätigt eher die Mißbräuche, indem zugegeben wird, daß dort die Prügelstrafe als wirksamste in Uebung sei und daß die Arbeiter „auf Lebenszeit" eingestellt seien.

Daß natürlich auch die Putumayo-Firma Verteidiger findet im Interesse des Geschäftes und davor warnt, die Peruaner zu verstimmen, versteht sich von selbst. (Siehe z. B. Deutsche Kolonial-Zeitung 14. August 1912.) Aus den Berichten der wissenschaftlichen Forscher, die in neuester Zeit jene Länder bereisten, erwähne ich nur Koch-Grünberg (Zwei Jahre unter den Indianern Berlin 1910):

> Der Pesthauch einer Pseudozivilisation geht über die rechtlosen braunen Leute hin. Wie Alles vernichtende Heuschreckenschwärme dringen die entmenschten Scharen der Kautschuksammler immer weiter vor. Schon haben sich die Kolumbianer an der Mündung des Cuduiary festgesetzt und führen meine Freunde weit weg in die todbringenden Kautschukwälder. Rohe Gewalttaten, Mißhandlungen, Todschlag sind an der Tagesordnung. Von den Pflanzungen, die der pflegenden Hände entbehren, nimmt der Urwald wieder Besitz. Ein entwicklungsfähiges Menschenmaterial wird durch die Brutalitäten dieser modernen Kulturbarbaren vernichtet.

Erlond Nordenskiöld, in seinem Buche Indianer och Hvita (Indier und Weiße) Stockholm 1911 teilt mit, daß in Folge der nachgerade aufgebrauchten Arbeitskräfte die Preise der Sklaven sehr anziehen: ein Knabe wird mit 400 Bolivianos, ein Mädchen ohne festen Preis nach dem Aussehen, ein arbeitsfähiger Mann mit 1000 Bolivianos bezahlt: also Sklavenhandel in bester Form, obwohl Peru sich England gegenüber in einem Vertrag schon vom Jahre 1852 zur Aufhebung jeder Sklaverei feierlich verpflichtet hat. Nordenskiöld bekam aus Rio S. Miguel weder Führer noch sonstige Hilfe von dem Stationsvorsteher einer Gummi-Faktorei, weil man ihn für einen Konkurrenten hielt. Anderwärts, in Benjamin, wurde er eifrig gefragt, ob bei einem, von ihm besuchten Stamm, den Chacobos, viel Knaben vorhanden seien:

> Wißt ihr, liebe Leser, was das bedeutet? Es bedeutet, ob es sich lohne, dorthin zu gehen und diese Knaben zu stehlen und sie zu Arbeitern zu machen.

Seite 133 sagt er:

> Schrecklich sind die Schilderungen vom Rio Beni, Rio Madre de Dios und seinen Nebenflüssen. Vieles kann ja übertrieben sein, aber Eines steht fest: eine geschickte, freie indische Bevölkerung ist ausgerottet oder in wüstes, branntweinsüchtiges Proletariat verwandelt. Um den Bedarf der Industrie von Europa und Nordamerika zu befriedigen, werden diese Länder verödet. Mit welchem Recht? Nicht die einzelnen Grausamkeiten empören mich so, sondern die konsequente Versklavung einer ganzen Rasse. Die nichtchristlichen Indios werden von den Weißen Barbaren genannt. Die wirklichen Barbaren sind die Weißen.

Wir stehen hier vor einem furchtbaren Unheil, dessen ungeheure Ausdehnung über das ganze, innerhalb der Tropen liegende Südamerika noch Niemand unter uns in seinem ganzen Ernst ins Auge zu fassen wagte; vor einem System der Knechtung der ganzen braunen Rasse zu Gunsten einer Handvoll gewissenloser Weißer, das kein Entrinnen gestattet. Sehr rasch geht die Vernichtung des braunen Volkes vor sich. Der Franziskaner Ducci frägt (schon 1895):

> wo die 31000 Neophyten geblieben sind aus den Missionen in Mojos, oder die 32000, die unter dem Franziskaner-Kollegium in Tarija waren? Wir wissen es nur zu gut, daß sie in die Gummiwälder weggeführt sind oder nach den Madeira-Fällen. Die übrig blieben, sind Schuldsklaven.

Für den Putumayo glaubt Casement, daß in zehn Jahren die einst 30000 Seelen betragende Bevölkerung vernichtet sein müsse, und ein tiefer eingeweihter Peruaner, ihn berichtigend, sprach sich für bloß sechs Jahre aus.

Wir fragen uns oft, weshalb denn diese herrlichen Länder, von Gott verschwenderisch ausgestattet mit den wertvollsten Produkten, so wenig ergiebig, so rückständig sind, und weshalb diese Staatengebilde, scheinbar mit allen Freiheiten begabt, politisch so unsicher, sozial so heruntergekommen sind. Hier ist die Antwort. Wenn eine entwürdigende Sklaverei auf den Einwohnern liegt, die ihnen jede Entwickelung verschließt, wenn,

wie schon Alexander von Humboldt klagte, die das Land bauen, dessen Früchte nicht genießen, so wundert es uns nicht mehr. Und das Alles wird nun seit der Kautschuk-Epoche unendlich verschärft und erst ganz und gar unerbittlich: der Mammonismus vernichtet auch die letzte Spur von Humanität. Wie lange noch? Haben die so unrecht, welche aus solchen Zuständen im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts den Schluß ziehen, eine solche menschenfressende Zivilisation sei wert, daß sie zu Grunde gehe? Und werden wir eine Fehlbitte tun, wenn wir wünschen, daß die bisher dem Kongovolk ihre Sympathie zugewandt haben, sie auch auf die unglücklichen braunen Brüder in den Wäldern Südamerikas ausdehnen?

H. Christ-Socin

Und heut wie immer!

Der Erste schiebts abwehrend auf den Zweiten,
Der auf den Dritten und so fort ohn' Ende,
Statt rasch zu helfen, wo die Tritte gleiten
An einer trüben, schlimmen Wegeswende.

Muß denn die Menschheit an der Menschheit sterben? —
Daß doch die dunkle Zeitflucht bald verwehte,
Wo mitleidlos sie eine Handvoll Scherben
Dem reichen, der um Brot sie bitter flehte.

Derselbe Fluch, heut wie vor hundert Jahren,
Dasselbe niederträchtige Unterlassen —
Wie krächzend dichte, schwarze Krähenscharen
Steht über allem Volke blindes Hassen.

Daß doch die Menschheit saatfeldgleich zum Lichte
Ein kleines Stücklein näher möge reifen,
Wo heut verlogene, feige, trübe Wichte
Viel Erntehoffnung von den Halmen streifen.

Daß nicht das Gute sein Gesicht verhülle,
Bis Dämmerung alle Himmel hat genommen. —
Doch seid getrost, die Liebe steht nicht stille,
Der Menschheit Morgen muß doch endlich kommen!

Gustav Schüler

Die Reichen müssen zu den Armen kommen!

Die Reichen müssen zu den Armen kommen!
Die Armen sind zu schwach, daß sie es täten,
Zu hassesmatt. — Es werde weggenommen,
Was tausend Jahre blinder Feindschaft säten!

Ins Herz der Menschheit klüften breite Schlünde.
Wer soll hinüber als die ganz Gesunden!
So kommt, ihr Starken, wagt es durch die Gründe.
Wer innig will, hat schon den Weg gefunden!

Die drüben warten! Sehnlich, angstbeklommen.
Zu Funken sank, was vorher Liebesflammen.
Sie warten! Eilt! Sie können ja nicht kommen!
Wagt nur den Weg! Es glückt! Ihr müßt zusammen!

Der Schrei nach Brot und Licht, der alle Zeiten
Wie Moorbrand überwölkt, erstirbt in Schwelen.
Heimstatt und Garten muß sich froh bereiten
Für die verstaubten und verwelkten Seelen.

Doch ihr müßt kommen! Weil sies nimmer können.
Die Zeit des Hassens währte viel zu lange —
Geht und nehmt Fackeln, daß die Wege brennen,
Und Gott sei gnädig mit auf euerm Gange!

Gustav Schüler

Verschiedenes

Ein großer Tag in der Hamburgischen Synode. Jahrelang ist in der hamburgischen Geistlichkeit Klage darüber geführt worden, daß die hamburgische Synode das Zeichen der Unfruchtbarkeit an der Stirn trage und sich mit weiter nichts beschäftige, als mit dem jährlichen Budget, mit Bau- und Verwaltungsfragen. Es mag sein, daß in normalen Zeiten die Synode einer staatlichen Stadt wirklich auch nichts Anderes zu tun hat. Daß die hamburgische Synode aber auch großzügigen Aufgaben gewachsen sein kann, sollte uns der 19. Dezember beweisen. Als neunter Punkt der Tagesordnung stand die Erörterung der kirchlichen Lage und die Aenderung der Lehrverpflichtung der Geistlichen zur Debatte. Die neue Verpflichtungsformel lautet:

Ich gelobe, daß ich als ein treuer Diener der evangelisch-lutherischen Kirche das Evangelium verkündigen will nach der göttlichen Offenbarung in der Heiligen Schrift und im Glauben an die freie, seligmachende Gnade Gottes in Jesus Christus.

Diese Formel ist das reife Produkt eines mehr denn zehnjährigen Streites. Die Kommission, der diese Formel verdankt wird, hat sie in neun Sitzungen festgelegt. Ehe sie der Synode vorgelegt wurde, hat sie in den Beratungen der amtlichen Konvente die Kritik sämtlicher fünfundneunzig Geistlichen passiert. Vierzehn haben gegen sie protestiert, die Mehrzahl, weil sie ihnen zu weit, einer, weil sie ihm zu eng war. Von diesem Vertrauensvotum begleitet und mit einem Bericht der Synodalkommission und einer Erklärung an die Gemeinde versehen, gelangte die Vorlage an die Synode. Sie fand dort eine parlamentarische Vertretung der Gemeinde vor, die sich der Größe ihrer Aufgabe gewachsen zeigte.

Den Kampf eröffnete in schroffster Form ein Vertreter der altlutherischen Bekenntnistheologie. Das formale und materiale Prinzip der lutherischen Kirche (Schrift allein und Rechtfertigung aus dem Glauben) sei einstens gegen den Katholizismus gerichtet gewesen, in dem Luther damals den Todfeind des Evangeliums erblickt habe; heute sei der Todfeind der lutherischen Kirche der Liberalismus; deshalb genüge das formale und materiale Prinzip der lutherischen Kirche nicht mehr: man müsse ein Bekenntnis zu Jesu Auferstehung im Fleische fordern. In einer Broschüre, die vor dem Zusammentreten der Synode erschienen war, ebenso in einer bekannten Kirchenzeitung, die von den als vertraulich mitgeteilten Akten der Kommission vorher Kenntnis bekommen hatte, war behauptet worden, die Verpflichtungsformel könne ein Muhammedaner, ein katholischer Theologe und sogar (!) ein reformierter Theologe unterschreiben; es fehle ihr jeder spezifisch lutherische Charakter. Für die radikalen Vertreter der altlutherischen Orthodoxie bedeutete es eine ungeheure Enttäuschung, als sie nun entdecken mußten, daß die neue Verpflichtungsformel ihre leidenschaftlichsten Verfechter in den „positiven" Pastoren und Hauptpastoren fand.

Aus dem Verlauf der Debatte ergab sich, daß als der Vater der ganzen Formel Hauptpastor D. Hunzinger anzusprechen war, der frei von Mißgunst nach rechts und links lediglich seinem wissenschaftlichen und religiösen Gewissen folgend die hamburgische Landeskirche zur Besinnung auf den Ausgangspunkt der Reformation zurückrief. Es war ein glücklicher Hinweis, daß in der Debatte die Person des Kaisers als eines reformierten Christen erwähnt wurde, der an der Einweihung der lutherischen St. Michaelis-Kirche teilgenommen hatte. Wer selbst als liberaler, moderner Mensch an den vielen Irrsprüngen des heutigen Liberalismus schwer trägt, wer das Wort „reaktionär" als eine demagogische Phrase haßt, konnte sich dem Eindruck nicht entziehen, daß diesem lutherischen Altradikalismus doch ein tief reaktionärer Haß zu Grunde liegt. Heute sollte doch Niemand mehr daran denken, den alten Streit — zwischen Lutherisch und Reformiert wieder zu erneuern. Dazu ist die wirkliche christliche Welt doch zu groß und zu ernst geworden. Aber hier in Hamburg, das als Stadtrepublik mehr wie jede Monarchie einen langsam abwartenden, konservativen Grundcharakter trägt, fehlt uns eben ein Ultramontanismus, der die evangelischen Christen zusammenschweißt. Deshalb erleben wir die Richtungsgegensätze innerhalb der evangelischen Kirche viel tiefer und träumen viel leichtfertiger von Absplitterung in unfruchtbarer Selbstzerfleischung, als ob von ihr alles Heil zu erwarten wäre. Es war deshalb ein belebender und erfrischender Zug, der durch die ganze Debatte ging, als von konservativer Seite, mehr noch wie von der entgegengesetzten, mit erfreulicher Klarheit und hoffnungerweckender Selbstbesinnung betont wurde, daß die verschiedenen Richtungen nicht nur der Not gehorchend zusammenbleiben müssen, sondern daß die verschiedenen Richtungen auch zusammen gehören, weil ihr Vorhandensein der beste Beweis für das Vorhandensein religiösen Lebens und Ringens ist.

Wunderbar, wie der alte Streit zwischen historisch-kritischer und dogmatisch gebundener Theologie in der alten Hansastadt an der Wasserkante erwacht ist; aber noch wunderbarer und erhebender, wie die von der historisch-kritischen Theologie unter unsagbarem Ringen erarbeitete Wahrhaftigkeit sich den Weg zum kirchlichen Leben gebahnt hat. Es ist keine Phrase, daß es in diesem Streit keine Sieger und keine Besiegten gegeben hat. Die Tatsache, daß die neue Verpflichtungsformel von rechtsstehenden Theologen formuliert worden ist, liefert den besten Beweis dafür, daß es den liberal gesinnten Theologen während des ganzen Streites mit der Beibehaltung der alten Verpflichtungsformel bitterer Ernst war. Bedeutet die neue Verpflichtungsformel den Anfang eines Verfalls, wie ihre Gegner behaupten, oder ist sie ein Schritt zur inneren Festigung der lutherischen Kirche?

Soviel läßt sich heute schon sagen, daß die von dem rechtsstehenden Radikalismus geforderte Zersplitterung in eine orthodoxe und liberale Kirche nur den Wert eines ungesunden Phantasieprogramms gehabt hat, das den Interessen eines modernen Volkslebens fremd geblieben und in den Mauern eines fleißig arbeitenden, selbstbewußten Bürgertums nicht hätte bestehen können.

So aber hat die historisch-kritische Theologie, die in breiten Strömen auch in den Geist der rechtsstehenden kirchlichen Richtungen einziehen mußte, nicht nur Hamburg, sondern dem ganzen evangelischen Deutschland den Dienst erwiesen, echtem Glauben in persönlicher Wahrhaftigkeit freie Bahn zu schaffen.

Der Streit wird nicht zu Ende sein, in immer neuen Metamorphosen wird er sich wiederholen. Aber er wird anständiger, mit mehr persönlicher Ehrerbietung, vor allem mit mehr Wahrheitsernst geführt werden müssen. Allen Schlagworten, Phantasieprogrammen und persönlichen Verdächtigungen wird die Spitze abgebrochen sein. An dieser persönlichen Wahrhaftigkeit als an einem Felsen werden die Pforten des Materialismus, des Monismus und aller höllischen Gewalten, die Gottes Reich bei uns nicht wollen kommen lassen, zerschellen.

Heinrich Reuß

Das Kettengebet. In Nr. 20 d. v. J. machten wir Mitteilung von dem uns bis dahin unbekannten „Kettengebet", baten um weitere Nachrichten darüber und versprachen daraufhin weitere Auskunft. Die ergiebigste Antwort, die wir erhielten, ist die geblieben, die wir alsbald von einem katholischen Geistlichen bekamen und in Nr. 21 abdruckten. Darnach handelt es sich um einen „katholischerseits schon seit Jahren verpönten Gebetszettelunfug", von den Franzosen sehr gut votes parasitaires genannt. Die Bischöfe von Cremona, von St. Gallen, von Regensburg sind amtlich dawider aufgetreten, wir dürfen hinzufügen: der Erzbischof von Bamberg, nachdem unter den Katholiken dort der Unfug eine Zeit lang besonders grassierte. Diese Nachrichten gehen bis auf das Jahr 1906 und 1905 zurück; der Fastenhirtenbrief des Bischofs von Cremona ist für uns das früheste Datum: **1905.** Auch unsre jüngste Quelle weist auf katholischen Boden; in Rio de Janeiro wurde vor kurzem erst das Gebet einem Lehrer in den Hausflur gelegt, in portugiesischer Sprache, und lautet dort wörtlich übersetzt so:

Gebet Jesu Christi

Mein Herr Jesus Christus.

Wir bitten dich für unsere Sünde durch dein am Kreuz vergossenes Blut, durch unsern Herrn Jesus Christus.

Wir bitten Gott, es möge ihm gefallen, Erbarmen und Mitleid zu haben, daß er mir vergebe um unserer heiligsten Mutter willen, heute, ewiglich, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Wer dieses Gebet benutzt, soll es in 9 Tagen verteilen, eines an jedem Tag, und wird dann eine Freude im Hause haben. In Jerusalem hat man sagen hören: Wer dies Gebet betete, würde sehr glücklich sein, und wer es wüßte und nicht Andern sagte, würde eine große Strafe erleiden.

In Jerusalem hatte ein Haus, das dies Gebet empfing und nicht verteilte, eine große Heimsuchung, die in dem Verlust einer Person aus der Familie bestand.

Dieses Gebet wurde von dem Bischof gesandt.

Katholische Herkunft verrät seit einigen Jahren auch die Form, die in Bern umlief: statt des „Herrn Jesus" wird das „Herz Jesu" angerufen. So auch in einem Gebet, das im hessischen Odenwald zur Post gegeben ist. Von katholischer Hand empfing das Gebet ein Zeuge in Fridericia (Dänemark) und einer in Gießen.

Aber der katholische Geistliche hat ganz recht, daß das Umsichgreifen des Unfugs in protestantischen Kreisen unsre Konfession in gleicher Weise bloßstellt. Unter den Evangelischen von Moskau zirkulierte das Kettengebet schon Anno 1906 in deutscher Sprache, und zwar in folgender, sonst nicht wiederkehrender Gestalt:

Herr Jesus Christus, wir beten zu dir, heiliger Gott, ewiger, erbarme dich unser! Erlöse alle deine Menschen von ihren Sünden, deines reinen Blutes halber. Heiliger Gott, heiliger allmächtiger, heiliger unsterblicher, erbarme dich unser und erlöse alle deine Menschen von aller Bitterkeit, deines reinen Blutes halber. Amen.

In Jerusalem wurde eine Stimme gehört, welche sagte, daß derjenige, der dieses Gebet liest, von Gott von allerlei Uebel erlöst wird. Dieses Gebet wurde dem Bischof*) zugeschickt, damit er es wieder weiter senden sollte an 9 Bekannte, und gesagt, daß denjenigen, die es nicht tun wollen, ein großes Unglück zustoßen wird. In der Tat bekam ein Spötter in Charkow dieses Gebet, aber er wandte demselben keine Aufmerksamkeit zu; dafür wurde er bestraft und verlor seine einzige Tochter, welche erschlagen wurde. Dieses Gebet muß man innerhalb 3 Tagen an 9 Bekannte weiter schicken und am 9. Tage wird man eine große Freude haben.

1909 begegnet uns das Gebet deutsch in Constanza (Rumänien) aus Kreisen der Evangelischen Allianz stammend. Deutsch und französisch geht es im selben Jahre in der Schweiz um, so daß im Thurgau, in Schaffhausen, in Genf die Gemeindeblätter dawider auftreten. In Lausanne legt eine Dame das Gebet 1910 einem deutschen Studenten in ein Buch. Deutsch hat Professor Hoffmann das Gebet vor sich, als er im Breslauer Kirchlichen Wochenblatt 1910 Nr. 52 ernste Worte darüber schreibt. Deutsch findet es sich 1909 auch im evangelischen Bayern, 1911 in Bensheim an der Bergstraße, im Elsaß, in Leipzig usw.

Aber seine Massenverbreitung scheint das Gebet in englischer Sprache erlebt zu haben, auch bei uns in Deutschland. Englisch bekam es 1908 eine Dame in Zürich aus Amerika zugesandt. Dort hat es 1906 auf 7 viel Staub aufgewirbelt, und zwar besonders in Massachusetts. Bischof Lawrence von der Episcopalian Church wurde dort verdächtigt, es in Umlauf gesetzt zu haben; wiederholt mußte er sich in der Presse gegen diese unsinnige Verleumdung verteidigen. Die erste Spur der englischen Form finde ich in Deutschland in Breslau, von da führt sie zum (protestantischen) Adel in Bayern, wo diese Korrespondenz 1907 auf 8 lebhaft gedieh. 1910 war Naumburg an der Saale besonders dadurch geplagt. Tatsache ist, daß 1909 deutsche Lehrerinnen, die in Oxford einen Ferienkurs mitmachten, das Gebet mit nach Mecklenburg brachten; so wurde 1909 Schwerin, 1910 Rostock und von da aus das mecklenburgische Land damit versehen. 1910 nahm das Frauenblatt „Edelweiß" dawider Stellung, von Düsseldorf her dazu veranlaßt. Vom selben Jahr 1910 liegen Meldungen vor aus Thüringen (Großtabarz), wo man vom Harz her (Bad Sachsa) versorgt wurde, aus Bad Nauheim, Darmstadt, Jüterbog: hier kursierte es in den oberen Klassen der Töchterschule, und Damen der Gesellschaft nahmen sich seiner an. 1911 wird sein Auftreten bezeugt aus Smyrna, Gießen, Kassel, Siegen, Cöthen, Glauchau, vor allem aber durch einen sehr ernsten Artikel in Nr. 2 des „Herrnhut" vom 13. Januar mit der Ueberschrift „Freventlicher Aberglaube". Darin heißt es: „In Damenkreisen, und zwar zum teil sogar in solchen, die den höchsten Schichten der Gesellschaft angehören, zirkulieren seit einiger Zeit Briefe und Postkarten usw.", sie haben den Weg von auswärts auch „in einige unsrer Gemeinen gefunden".

Wir lassen den Text jetzt in der Fassung folgen, die das „Herrnhut" bringt; er weicht ein wenig ab von dem in 1911 Nr. 20 gegebenen:

An ancient prayer

Oh loved Jesus! I implore Thee, bless all mankind! Keep us from all evil by Thy precious blood; take us to dwell with Thee in eternity! Amen! —

This prayer was sent to us, and I am sending it to you. It is said in Jerusalem, that he who will not copy the prayer, will meet some misfortune, but he who will write it for nine days and each day send a copy to a friend, will on the ninth day experience some great joy and be delivered from all calamity. Make a wish, while you are writing it, and do not break the charm! (Nach einer anderen Lesart: the chain.) It must not be signed.

Die Varianten haben nichts zu bedeuten, wir gehen ihnen daher nicht nach. In unsern Vorlagen heißt es überall: the chain „die Kette", nicht the charm „den Zauber". Das Gebet selbst erleidet häufigere Wandlungen; überall gleich bleibt aber die große Verheißung unter der Bedingung des Abschreibens und Versendens binnen der neun Tage sowie die Drohung mit dem Unglück im Fall des Versagens. Daß kranke und nervenschwache Personen gerade durch diese Wendung in Unruhe und Angst versetzt werden, läßt sich denken und ward von den verschiedensten Seiten bezeugt.

In der Täglichen Rundschau erschien 1912 eine Notiz, die mir leider nie zu Gesichte gekommen ist; darnach würde das ganze Kettengebet auf einem Ulk beruhen. Beim Bier oder Kaffee hätten übermütige junge Leute es erfunden und dann in Umlauf gesetzt. Dies ist ganz unwahrscheinlich und auf keinen Fall die Quelle der Formel und des Aberglaubens. Vielleicht wollte die Notiz den guten Zweck, daß am Lächerlichen dieser Mitteilung der Unfug erstické. Und in der Tat könnte das wohl helfen; ernste Vorhaltungen wirken nicht so gründlich. Ueber ein so sicheres Unterdrückungsmittel, wie die katholische Kirche es im Beichtstuhl besitzt, verfügen wir leider nicht.

Ueber den Aberglauben selbst verlieren wir kein Wort. Da es sich um eine so fest umrissene, charakteristische Formel handelt, meinen wir aber doch, daß ihr Ursprung historisch noch fester zu bestimmen sein müßte. Vielleicht kommt ein Kundiger noch irgend unsrer Neugier zu Hilfe. R

*) Hier erfährt man, daß „der Bischof" ursprünglich nicht der lokale Bischof, z. B. der von Rio de Janeiro, sondern der Bischof von Jerusalem gewesen ist.

Biblisches Hausbuch. Von Ostermai, Tögel und Neuberg. Leipzig, Julius Klinkhardt. 419 S. 3,50 und gebunden 4 Mk. Auszug aus der ganzen Bibel. Die Behandlung des Luthertextes mustergültig. Ein Buch zum Liebhaben. W Classen

Diese kurze Weihnachtsanzeige wiederholen wir, nachdem sie in unsrer Weihnachtsnummer ohne Korrektur durchschlüpfte und also recht fehlerhaft ans Licht kam. Es handelt sich um eine besondre Ausgabe des „Biblischen Lesebuchs" (gebunden mit Bildern 2 Mk.), das in Nr. 2 d. v. J. den Lesern bereits vorgestellt wurde, eine Ausgabe, die als Traubibel, Konfirmations- und Festgeschenk gemeint ist. D H

Kleine Mitteilungen. Die im Eingang des Artikels über Wilhelm Raabe erwähnten Schriften sind: Foerster, Das Christentum der Zeitgenossen. Tübingen, J. C. B. Mohr, 2. Abdruck 1902. 100 S. 1,50, gebunden 2,30 Mk. Frommel, Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Berlin, Gebr. Paetel 1902. 244 S. 5, gebunden 6 Mk. Fommel, Das Religiöse in der modernen Lyrik. Tübingen, Mohr 1911. Lebensfragen Nr. 24. 1,20, gebunden 2 Mk. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 13. Januar 4 Uhr im Kaiserhof: Ibsens Brand und das Christentum. Fortsetzung.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 14. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. städtischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW. Georgenstraße 30/31: Parallelen und Wertunterschiede im Christentum und Buddhatum. Professor D. Otto.

Cassel. Dienstag 7. Januar 8 1/4 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Entstehung, Wert und Gebrauch des Apostolikums. Professor Hüpeden.

Nordhausen. Mittwoch 15. Januar 1913 pünktlich 4 Uhr in der Hoffnung: Der Zusammenhang zwischen Religion und Wirtschaftsleben. Pfarrer Schubring-Wundersleben.

Wernigerode. Donnerstag 16. Januar 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Gustav Schüler in seinen religiösen Dichtungen. Pastor Wirth.

Stuttgart

Die **Religionsgeschichtlichen Vorträge** der Freunde der **Christlichen Welt in Stuttgart** finden am 13. 20. 30. 31. Januar im großen Saal des Bürgermuseums statt.

Montag 13. und 20. Januar: Von Jesus zu Paulus. Geh. Kirchenrat Prof. D. Weiß-Heidelberg.

Donnerstag 30. Januar: Die religiösen Strömungen der Gegenwart.

Freitag 31. Januar: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg.

Ein **rheinhessisches Pfarrhaus** wünscht zu baldigem Eintritt ein **junges gebildetes kräftiges Mädchen,** das Lust und Frohsinn für tüchtige Arbeit mitbringt und Kinder lieb hat. Es müßte der Hausfrau selbständig zur Hand gehen; dafür hätte es Gelegenheit, ein größeres Hauswesen gründlich kennen zu lernen und in Musik, Literatur etc. Anregung zu finden. Familienanschluß. Keine gegenseitige Vergütung. Anerbieten an die Expedition unter **K. Sch.**

Ma fille, 18 ans, ayant son brevet d'institutrice français, bonne éducation, désirerait aller dans famille allemande comme **institutrice ou demoiselle de compagnie.** Référence par Monsieur le Pasteur Cheureux à Balan-Sedan. **Ch. Poirier,** Gérant de l'Agence du Crédit Lyonnais, **Givet** (Ardennes).

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt

Höhere Privatschule zu **Halle i. Westfalen** (Sexta bis Obertertia) sucht zum 1. April 1913

Cand. min., theol. oder **phil.**

(Altphilologe evang.) als Klassenlehrer der Untertertia. Gehalt 2000 M. Kündigung vierteljährlich zum 1. April. Zeugnisse auch über etwaige unterrichtliche Tätigkeit und Militärverhältnisse an **Chr. Frederking,** Rektor.

Dringende Bitte

Geistlicher einer christlichen Religionsgemeinschaft, in langjähriger schwieriger Arbeit treu bewährt, kräftige religiöse Persönlichkeit von packender volkstümlicher Beredsamkeit, schriftstellerisch gewandt, sucht Anschluß an den landeskirchlichen Protestantismus und bittet um Nachweis einer Stellung, die er ohne nochmaliges Studium und Prüfungen bekleiden könnte: Gemeindediakonat, Vereinssekretärsstelle, Anstaltsleiterposten oder dergleichen. Wer unter unseren Lesern will einer hungernden Seele diesen Liebesdienst erweisen und ihm einen Platz zur Entfaltung seiner Kräfte nachweisen? Anfragen an den Herausgeber dieses Blattes erbeten.

Kunstwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten.

Jährlich 24 Hefte im durchschnittlichen Umfang von ca. 40 Seiten.

Mit Bildern und Notenbeilagen.

Herausgeber: **FERDINAND AVENARIUS.**

Was ist der Kunstwart? Eine Halbmonatsschrift, die vor Allem meldet, was im Kunststaate Gutes und Böses geschieht. Ein Hausfreund für Gebildete, der ihnen und den Ihrigen Erhebung und Freude ins Heim bringen will, indem er sie lebendig beteiligt am Wollen und Schaffen der deutschen Kunst. Gleichviel, ob sichs mit Wort oder Ton bethätigte oder mit Linie, Form und Farbe. Der Kunstwart weiss aber: das Reden darüber thuts nicht allein, deshalb zeigt er auch, was Gutes er zeigen kann. Schöpfungen der besten deutschen Dichter, Tonsetzer und bildenden Künstler darf er den Lesern mit seinen Losen Blättern, seinen Bildern und seinen Noten auf den Tisch legen, und daneben solche, die irgend eine Erscheinung im Kunstleben erläutern oder kennzeichnen.

Abonnementspreis Mk. 4.— f. d. Vierteljahr

Einzelheft 75 Pf.

bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und beim Verlag. — Probenummern unentgeltlich und portofrei von der Verlagsbuchhandlung

Georg D. W. Callwey, München.

Zum 100jährigen Geburtstag Franz Delitzsch's!

1813 — 23. Februar — 1913

Der unterzeichnete Vorstand des Institutum Delitzschianum in Gemeinschaft mit dem Direktorium des Ev.-luth. Zentralvereins für Mission unter Israel wünscht das Andenken an Franz Delitzsch, den großen Freund Israels, bei Gelegenheit der 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages durch eine Gedächtnisfeier Sonntag den 23. Februar und durch einen anschließenden Lehrkursus für Judenmission am 24. und 25. Februar 1913 zu feiern.

Indem wir das Programm dieser Tage folgen lassen, laden wir alle Missionsgesellschaften und Vereine für Israel sowie einzelne Freunde der Arbeit der Kirche Christi an Israel herzlichst ein, sich mit uns zu dieser Feier vereinigen zu wollen, damit sie eine kräftige Kundgebung dafür werde, daß nicht bloß das dankbare Gedächtnis an Delitzsch, sondern auch der Geist Delitzsch's noch unter uns lebendig und kräftig ist. Insbesondere bitten wir Vereine und Gesellschaften, Vertreter senden und, wenn möglich, Reisebeihilfe für Freunde der Sache, die ihnen nahe stehen, aussetzen zu wollen. Die Anregung zu praktischer Mitarbeit in der Gemeinde und unter den Juden, die von diesen Tagen ausgeht, wird solche Ausgaben gewiß reichlich wieder einbringen.

Es soll nach Kräften für die Unterkunft auswärtiger Gäste in Privatlogis gesorgt werden. Um rechtzeitige Anmeldung (bis spätestens 10. Februar) an *P.* v. Harling, Leipzig, Markt 2 III, wird gebeten. Empfehlenswertes, billiges Gasthauslogis im Gasthaus des Ev. Vereinshauses, Roßstraße 14, und im Wittenberger Hof (Kellnerheim), Czermaksgarten.

Leipzig, Dezember 1912

Der Vorstand des Institutum Delitzschianum
Das Direktorium des ev.-luth. Zentralvereins

Sonntag, den 23. Februar: 12 Uhr Feier am Grabe Delitzsch's. Ansprache von Prof. D. Kittel. — 7 1/2 Uhr Oeffentliche Feier im großen Saale der landeskirchl. Gemeinschaft, Sidonienstr. 22. Begrüßung durch Pfr. Lic. Dr. Jeremias. Vortrag von *P.* v. Harling über „Franz Delitzsch und seine Bedeutung für Israel". Ansprache von *P.* D. Frank-Hamburg über „Das Evangelium und die Juden".

Montag, den 24. Februar: 9 Uhr Prof. D. Schnedermann: „Das rabbinische Judentum und das N. T." — 11 1/2 Uhr Lic. theol. P. Krüger: „Das Judenchristentum der apostol. und nachapostol. Zeit". — 5 Uhr Missionar Levertoff: „Die Gedankenwelt des mystisch-chassidischen Judentums". — 7 1/2 Uhr „Gemeinsames Abendessen im Ev. Vereinshause mit Abendandacht".

Dienstag, den 25. Februar: 9 Uhr *P.* Schäffer-Berlin: „Die Gedankenwelt des Reformjudentums". — 11 1/2 Uhr: *P.* Wagner-Cöln: „Unsere Aufgabe dem gegenwärtigen Judentum gegenüber". — 8 Uhr Oeffentliche Versammlung im Saale des Rosental-Kasinos unter Leitung von Generalsuperint. D. Keßler-Berlin. Vorträge von Dr. Greiß-Prag: „Jesus im Urteil der Juden" und P. Levertoff: „Paulus im Urteil der Juden".

In unserm Verlage erschien:

Quousque tandem!

Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten

von

Geh. Sanitätsrat Dr. **Brennecke** in Magdeburg

Sonderausgabe der Artikel in Nr. 41, 42, 43 der Christlichen Welt
50 Pfg.

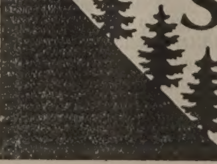
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Voreinsendung von 55 Pfg. vom

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H.

PIANOS HARMONIUMS

Hoher Rabatt. Kleine Raten. Freie Probelieferung. **Pianos und Harmoniums zu vermieten.** Die Firma, 1851 gegr., eine der größten Deutschlands, bietet alle Vorteile. **Katalog M 6 gratis.**

Wilh. Rudolph, Hofl., **Giessen,** Obweg 153.



Thüringer Waldsanatorium Schwarzeck

Bad Blankenburg-Thüringerwald

Für Nerven-, Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, Herz- und Frauenkrankheiten, Abhärtung, Erholung usw.

Besitzer Sanitätsrat Dr. med. Wiedeburg

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.